Cyclus deutscher Dichtungen bes. zum Gebrauch in höheren Bildungsanst

Bd.: 1

Halle 1852

<36620691080015

Cyclus
Deutscher Dichtungen

besonders

zum Gebrauch in höheren Bildungsanstalten

erläutert

von

Dr. Gottlieb Theodor Becker,
Oberlehrer am Gymnasium zu Wittenberg.

Erstes Heft:
Göthe's Hermann und Dorothea.

Halle,
bei Johann Friedrich Lippert.
1852.

Göthe's

Hermann und Dorothea

besonders

zum Gebrauch in höheren Bildungsanstalten

erläutert

von

Dr. Gottlieb Theodor Becker,
Oberlehrer am Gymnasium zu Wittenberg.

Halle,
bei Johann Friedrich Lippert.
1852.

Vorwort.

„Wenige bedenken, daß, o wie ohne Begeisterung, ohne Studium, ohne stillen, treuen Fleiß das Schöne sich nicht darstellen, so auch nicht erkennen läßt.“

F. Delbrück.

Die in der „pädagogischen Monatsschrift“ von Löw (IV. Jahrg. Heft 2. 3. 4. 7.) mitgetheilte ästhetische Erklärung von Göthe's „Hermann und Dorothea“ fand den Beifall mehrerer Freunde und ihrer Aufforderung, sie als selbstständige Schrift für denkende Freunde der Poesie, vorzüglich aber für reifere Schüler der Gymnasien und überhaupt der höheren Bildungsanstalten zu veröffentlichen, gab ich um so lieber nach, als ich dadurch eine Gelegenheit fand, meinen Schülern ein ausgeführtes Beispiel vorzulegen von dem, was ich von ihnen bei der gründlichen Lesung classischer Werke für mündliche und schriftliche Uebungen verlange. Das Schöne giebt sich nicht auf den ersten Blick zu erkennen und ich habe in meiner Schul-Praxis zu wiederholten Malen erfahren, daß alles Reden in dieser Beziehung nicht viel fruchtet, wenn nicht das eigene Studium dem berathenden oder leitenden Lehrer entgegen kommt. Die meisten jungen Leute gestanden, daß erst nachdem längere Zeit hindurch das Kunstwerk nach verschiedenen Gesichtspunkten hin, etwa in der hier befolgten Reihenfolge, durchgelesen und in den Stunden besprochen war, nachdem einzelne Abtheilungen der Klasse oder einzelne Schüler schriftlich oder mündlich über einzelne Partieen sich ausgesprochen und über fragliche Punkte eine lebhafte Debatte hervor-

gerufen hatten, — daß dann erst das rechte Verständniß und der rechte Genuß ihnen zu Theil geworden sei. Und wie soll es auch anders sein? Die erste Berührung von einem bedeutenden Werke mag das Gefühl lebhaft aufregen, und die meisten namentlich der jüngeren Leser sind damit zufrieden; aber für die innere Bildung ist damit noch wenig gewonnen. Je tiefer und reicher der schaffende Dichtergeist war, desto mehr verlangt er vom Leser feinen Sinn und eindringenden Geist, um recht erkannt und genossen zu werden. „Χαλεπὰ τὰ καλά,“ rufen uns oft die ersten Künstler der Welt, die alten Griechen zu, und wir werden unseren Sinn für das Schöne nur durch die ernsteste Bemühung ausbilden können. Wie wichtig aber ästhetische Bildung ist, brauchen wir nach Schiller's erschöpfender Darlegung nicht erst zu beweisen; in höheren Bildungsanstalten möchten wir sie als die Blüthe des Ganzen bezeichnen. Dazu ist aber eine gründliche Methode, ein geordneter Gang nöthig, der uns nach so vielen eifrigen Bemühungen um die Aesthetik nicht mehr zu schwer fallen kann. War die Thätigkeit der Gelehrten früher fast nur auf die grammatische und sachliche Erklärung gerichtet, so hat die Exegese in der neueren Zeit durch das vergleichende Studium der älteren und neueren Litteraturen und der verschiedenen Künste selbst einen größeren Umfang und ihren Abschluß empfangen, indem vor allen Dingen die Werke auch als ein Ganzes an und für sich, wie im Verhältniß zum Künstler und zur Kunstgattung nach Composition und Stil betrachtet werden. Die Jugend nun muß auf analytischem Wege ohne Anticipation einer Theorie, die eben als Ziel in der Ferne liegt für den Lehrling und vom Lehrer mit der Weisheit eines besonnenen Meisters zunächst noch im Inneren verschlossen gehalten wird, dahin geleitet werden. Aeltere und neuere Kunstwerke nach und neben einander gelesen fordern von selbst zur Vergleichung auf und wecken in den reg-

sameren Köpfen immer eine Ahnung von der Kunst, welche der Lehrer nur mehr aufzuklären und durch gründliche Beobachtung zu Resultaten fortzuführen sucht. Diese ästhetische Erklärung in pädagogisch-praktischer Weise liegt am nächsten für die in sprachlicher Hinsicht keine große Schwierigkeit darbietende vaterländische und neuere Litteratur überhaupt; aber sie gilt auch für die antiken Classiker, indem sie hier den Gipfel der Exegese bildet; alte und neuere Kunstwerke erläutern sich so gegenseitig, indem dort vom Einzelnen aus zum Allgemeinen und Ganzen fortgeschritten, hier vom Ganzen zum Einzelnen herabgestiegen wird. Dieselbe methodische Gründlichkeit, welche die ehrwürdigen Meister der Philologie für die grammatische, onomatische und sachliche Erklärung der Alten anwandten, muß nun auch für die ästhetische Erläuterung befolgt werden; so wie jene in den Schulen Licht-Reflexe geworfen und die Bildung gefördert hat, so muß auch diese es thun. Dies ist um so mehr unsere Pflicht, als Phantasie und Gemüth mindestens ebensoviel Sorgfalt und Pflege verdienen wie Gedächtniß und Verstand. Oft dasselbe Werk beschauen, die Töne belauschen, zu verschiedenen Zeiten die bildende Kraft in uns erregen lassen, mit dem ganzen Gemüthe lesen, so daß wir Alles mit unseren Ohren zu hören oder mit den Augen zu sehen glauben, — das soll uns in das Geheimniß des Künstlers führen. Hat nun der Künstler nach Maßen getheilt und nach Gesetzen die Theile geordnet, so werden auch wir theilen und, schon um der Aufmerksamkeit willen, einen Theil nach dem anderen vornehmen müssen, bis zuletzt alle Fäden nach dem Gesetze des inwohnenden Lebens wieder im Ganzen zusammen laufen. Zur Symphonie klingen nun die einzelnen Accorde harmonisch vor unserem Ohre zusammen, und einheimisch geworden auch in den Einzelnheiten des Werks hören wir nun um so gespannter, theilnehmender, lebhafter. Obgleich ursprüngliche Einheit und Harmonie das Wesen der Kunst ist,

so scheint es doch, als wenn wir erst durch die Zertheilung fähig würden zum Genusse und zur Erkenntniß des Ganzen. Für uns Betrachtende und Genießende wenigstens ist diese Analyse nöthig, wenn auch der schaffende Künstler selbst solches Verfahren verschmähen mag. Auch die kunstvoll geschaffene Natur muß sich dieser Behandlung unterziehen, um ihr Gesetz und Wesen zu erkennen zu geben. Aus dem ersten überwältigenden Eindrucke gehen wir zur Besonnenheit des genau beobachtenden Physiologen und von hier aus wieder zur unmittelbaren Totalität des nun vertieften Gefühls zurück. Wir dringen vorsichtig bis auf den Kern durch alle einzelnen Momente hindurch, um vom Grundgefühle oder von der Grundanschauung aus die rechte Beleuchtung für das Einzelne zu erhalten. Dazu gehören denn freilich feine Hände, zarte Fühlfäden und klare Augen, deren Kraft wir an der Hand des Genius üben. Ist aber wirklich das beste Studium des Menschen der Mensch, so gewinnen wir bei solchem Thun gewiß an Erkenntniß des Menschengeistes und somit an Selbsterkenntniß; ja, wir thun von hier aus erst die rechten Blicke in Form und Sprache; der rechte Aesthetiker, der die αἴσθησις tüchtig übt, ist gewiß auch der rechte Grammatiker und Interpret. Am besten zeigt die Vereinigung beider Kräfte im glänzenden Vorbilde unser W i l h e l m v. H u m b o l d t. Ob dies auch zu den überspannten Forderungen der neueren Idealisten in der Pädagogik gehört? — Ohne ein hohes Ziel wird auch die Vorstufe in der Bildung nicht erreicht. Werden die Schwingen der Seele nicht durch das Ideale gekräftigt, so wachsen sie auch nicht und verkümmern oder fallen aus, um mit Plato im Phädrus zu sprechen. Die Beschäftigung mit dem Feinsten und Höchsten des Genius scheidet von aller Gemeinheit und taucht in den Geistesäther des wahren Geschmacks ein, und bringt eine Freude, die um so höher und edler ist, als sie dem Quelle des tiefsten Geisteslebens selbst entströmt.

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höheren Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.“

Gerade dem oberflächlichen und entnervenden Lesen einer genußsüchtigen Jugend wollen wir durch ein tieferes Eindringen entgegenarbeiten. Ohne tiefen Ernst auch kein wahrer Genuß! Jedes Kunstwerk muß ein Festes absetzen und die Thatkraft befruchtend anregen. Die Physiologie und die Ethik fordern mit unwiderstehlicher Mahnung diese arbeitende Behandlung der poetischen und prosaischen Meisterwerke. Jene verwirft jede bloße Transfusion statt der selbstthätigen Assimilation, diese dringt auf reine Begeisterung für alles Ideale, Göttliche. Je mehr die steigende Cultur zur Aufnahme vieler fremder Stoffe nöthigt, desto nöthiger wird eine sorgsame Diätetik des Geistes. Lerne scharf sehen und selbst finden, ist unser oberster Grundsatz in der Methode; sodann, laß dir an einer gründlich durchgearbeiteten Sache alle Tiefe überhaupt aufgehen; endlich, da aus der Ahnung des Ganzen das Verständniß des Einzelnen und aus den richtig erfaßten Einzelnheiten die Klarheit des Ganzen hervorgeht, so hast du an jeder guten Exegese zugleich ein Vorbild für alles wissenschaftliche Verfahren überhaupt! Die Hauptsache aber bleibt bei allem Studium, in das innerste Wesen der Sache wie des eigenen Geistes einzudringen und so nicht nur intellectuell, sondern auch sittlich-religiös tief gefördert und zur Arbeit im Dienste und zur Ehre Gottes gekräftigt zu werden.

Mit tiefer Demuth diesem hohen Ziele gegenüber biete ich diesen Beitrag zur methodisch-pädagogischen Erklärung eines schönen, vielleicht des vollendetsten Werkes unseres großen Dichters und wünsche, daß er auch in weiteren Kreisen der Beachtung nicht ganz unwerth befunden werde. Von der Aufnahme desselben wird es abhängen, ob noch andere der Art veröf-

fentlicht werden. Zunächst geht meine Absicht dahin, diejenigen größeren Werke unserer Classiker zu behandeln, welche in allen höheren Schulen vorzugsweise gründlich gelesen und erklärt werden müssen; die Erläuterungen zu Göthe's Iphigenia und Schiller's Wallenstein sind schon so weit vorbereitet, daß sie in kurzer Zeit nachfolgen können. An passenden Hülfsmitteln, die der Jugend selbst in die Hand gegeben werden können, fehlt es noch gar sehr, nnd schon deshalb darf sich ein Versuch Beachtung und Nachsicht versprechen. Wie vortrefflich sind die unter Haupt's und Sauppe's Leitung erscheinenden Schulausgaben der Römischen und Griechischen Classiker! Wäre es nicht wünschenswerth, um des Einklanges willen, auch einige altklassische Werke mit besonderer Berücksichtigung der künstlerischen Composition in praktischer Weise gründlich zu erklären? Nichts würde mir lieber sein als ein derartiger Versuch. Alle strebenden Lehrer sind gewiß mit mir einverstanden, daß ein Bedürfniß dazu für unsere Praxis wirklich vorliegt und den Schülern besonders der Gymnasien auch eine der Sache wenigstens näher bringende Einsicht in die gepriesene Kunst der Alten so wie der Neueren nicht mißgönnt werden dürfte.

Wittenberg, den 1. November 1851.

G. Th. Becker.

Göthe's „Hermann und Dorothea."

Einleitung.

Als sich mit Klopstock im vorigen Jahrhundert der freie Geist wieder mächtig regte und eine Reihe genialer Jünglinge stürmend und drängend suchte, was nach langer Entbehrung alle Herzen von Grund aus erquicken und wieder auferbauen sollte, war es Göthen allein vorbehalten, die rechten Weisen, für den wahren Gehalt die schönsten Formen zu finden, was im Innersten des Geistes- und Gemüthslebens ruht, in die klarsten und seelenvollsten Worte zu fassen, für unsere Gedanken und Empfindungen dasselbe zu leisten, was die antiken Künstler für ihren beschränktere Gesichtskreis in mustergiltiger Weise gethan hatten, Kunstwerke wie Naturwerke aufzustellen.

Alles, was das Leben, die eigene Erfahrung, Kunst und Natur ihm darbot, nahm er mit treuem Gemüthe auf; sein vorurtheilsfreier, klarer Blick las das Seiende oder Geschehene und Erlebte gleichsam nur ab und seine lebhafte, aber gezügelte, durch Naturbeobachtung und Kunstbetrachtung auf das rechte Maß geführte Phantasie reproducirte es in ansprechenden, klaren, schönen Bildern. Daher sind Wahrheit und Schönheit so wunderbar in seinen Werken vereinigt, daß man nicht weiß, ob man mehr die schöne Form oder den tiefen Gehalt bewundern soll. Wir fühlen uns, wie bei den schönsten Werken des griechischen Alterthums, beseligt und beruhigt; kein deutscher Dichter hat so, wie er, das Allgemeine in das Einzelne, das antike Maß in unsere tieferen Empfindungen und Gedanken verarbeitet wie er; — seine Werke müssen als das Muster Deutscher Darstellung nicht nur genossen, sondern studirt werden. Zu solcher ächten Kunstauffassung die Jugend hinzuführen, gehört zu unseren ersten Pflichten, und diese

Verpflichtung wird um so größer, als in unserer Zeit die unruhige Beweglichkeit eines Haltes bedarf und der fahrigen, charakterlosen Tagesschriftstellerei ein Damm entgegen gesetzt, der rechte Geschmack gleich der Jugend tief eingeprägt werden muß. Freilich sind nicht alle Göthe'schen Werke derselben sogleich zugänglich, viele verlangen eine feine Bildung und eigene Erfahrung; aber andere sind auch wieder so leicht und einfach, daß diese unbedenklich zum Studium vorgelegt werden können. Dahin gehört vor allen anderen auch das „bürgerliche" Epos „Hermann und Dorothea," nach dem Urtheil der Kenner einstimmig für Göthe's vollendetstes Kunstwerk erklärt und dabei dem schlichtesten Verstande zugänglich. Er führt uns in das Deutsche Bürgerleben am Ende des vorigen Jahrhunderts ein und löst in diesem Gedichte die große Aufgabe, ein wirkliches Epos aus den Elementen des modernen Lebens zu schaffen. Er machte dies dadurch möglich, daß er im Hintergrunde das Bild der großen Weltbewegung, der Französischen Revolution, aufstellt und damit das feste, geordnete, gemüthliche Leben einer kleinen Stadt in Verbindung setzt. Durch seine Gemüthlichkeit und ächt vaterländische Gesinnung erquickt und durch die großen Gedanken erhebt es uns; nichts kann beruhigender wirken, als dies Gedicht, und gar Mancher wird es in unseren Tagen zu rechtem Troste und zur Stärkung hervorsuchen. Was die Zeit der Entstehung dieser Epopöe anbetrifft, so hat Viehoff im „Archiv für den Unterricht im Deutschen" I. Jahrg. 1 Hft. S. 2—6. und II. Jahrg. 3 Hft. S. 39. 40. die nöthigen Nachweise gegeben, wovon hier das Wesentliche mitgetheilt werde.

Göthe bemerkt in seinen Annalen: „Kaum aber hatte ich mich durch successive Herausgabe davon (nämlich von Wilhelm Meister's Lehrjahren) befreit, als ich mir eine neue Last auflegte, die jedoch leichter zu tragen oder vielmehr keine Last war, weil sie gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen Gelegenheit gab. Der Plan von Hermann und Dorothea war gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und entwickelt, die Ausführung ward während des Septembers 1796 begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen

war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so vielen Jahren noch immer geblieben." Nach einer Schrift nämlich vom Jahr 1732 kamen Salzburger Emigranten nach Gera und wurden dort wohl empfangen und versorgt. „In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen," heißt es dort, „hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundiget sich dahero bey denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott eine sonderbare Schickung darunter haben, daß es so wohl dem Sohne als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr, gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: ja, gerne;

1*

wenn er sie annehmen wolle, gedencke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh fütteren, die Kühe melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meint, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst seyn sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wol einen Mahl-Schatz geben; wormit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden." — Es ist möglich, daß Göthe durch diese Erzählung auf den Plan zu seinem Epos geführt worden ist; doch hat ungleich mehr die bewegte Zeit selbst den Stoff dazu hergegeben. Wie sehr Göthe durch die Französische Revolution aufgeregt worden war, bezeugen außer seinen Aussprüchen mehrere Werke, wie der Groß-Cophtha, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderter; lange konnte seine durch die Italienische Reise beruhigte und auf die antike Plastik wie auf treue Naturbeobachtung hingelenkte Natur sich von dem Widerwillen gegen diese störenden gewaltsamen Bewegungen nicht befreien, bis er endlich durch jene und andere Arbeiten sich selbst wieder fand und auch jener Erschütterung eine bessere, tröstlichere Seite abgewinnen konnte. Die Frucht dieser Stimmung ist Hermann und Dorothea. Nachdem er seine Gedanken und Erlebnisse über Bildung überhaupt im Wilhelm Meister frisch und schön ausgesprochen hatte, sehnte er sich (nach einem Briefe vom 27. Novbr. 1794) nach reineren epischen Darstellungen und Voßens Luise, auf welche ihn Schiller im Mai 1795 auf-

merksam machte, erregte in ihm das lebhafteste Interesse. Schon damals mag er die Idee zu unserem Gedichte gefaßt und den Hauptzügen nach ausgeführt haben; denn später äußert Schiller (im Briefe vom 18. April 1797) darüber: „Es ist merkwürdig, wie rasch die Natur dieses Werk geboren, und wie sorgfältig und bedächtlich die Kunst es ausgebildet hat." Im August und September 1795 war er im einsam thätigen Ilmenau und schreibt vom 29. Aug.: „Ich war immer gern hier und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles steht: Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Ein stilles, mäßiges ökonomisches Streben, und überall der Uebergang vom Handwerk zum Maschinenwerk, und bei der Abgeschnittenheit ein größerer Verkehr mit der Welt, als manches Städtchen im zugänglichen flachen Lande. Noch habe ich auch keine Idee gehabt, als die hieher paßte." — Als die erste bestimmte Hindeutung auf unser Gedicht im Briefwechsel führt Viehoff den Brief Schiller's vom 31. Octbr. 1796 an Göthe nach Ilmenau an: „Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thal und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermanns finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturarbeit gibt es dort wohl auch." Am 15. November meldet Göthe, daß die drei ersten Gesänge fertig seien, um Neujahr 1797 schematisirte er auf einer Reise nach Leipzig vollends den Schluß. Eine gewisse Unruhe aus seiner früheren „analytischen" Zeit, die er immer noch nicht los werden konnte, verhinderte die schnelle Vollendung des Werks. Nach einem Briefe vom 1. März förderte ihn darin ein Katarrh, welcher ihm Hausarrest auflegte und Muße zur Ausarbeitung des vierten Gesanges brachte. Am 4. März schreibt er: „Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben; und ist er nur erst einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst." Zwar hinderte dann eine Menge zerstreuender Geschäfte, aber W. v. Humboldt's Besuch, der mit ihm die letzten Gesänge in metrischer Hinsicht durchging und von Fehlern reinigte, kam doch dem Gedichte zu gut. Am 13. Mai schreibt Göthe: „Auf den Montag schicke ich

abermals vier Gesänge fort und komme nach Jena, um den letzten zu endigen. Auch mir kommt der Frieden zu statten und mein Gedicht gewinnt dadurch eine reinere Einheit." Unter dem 3. Juni schreibt er: „Ich bitte mir den Gesang (doch wohl den letzten!), sobald Sie ihn gelesen, wieder zurückzuschicken, indem ich ihn abzuschicken gedenke." Hiernach ist die obige Angabe aus den Annalen zu berichtigen.

Gehen wir nach diesen Bemerkungen über die Entstehung des Gedichts zu den bedeutenderen Erläuterungsschriften über, so ist vor allen Dingen der ausgezeichnete Kommentar von W. v. Humboldt aus dem Jahr 1798 in Paris, welcher den vierten Band der gesammelten Werke füllt, zu nennen; ein Werk voll der gründlichsten Bemerkungen über Kunst, Poesie überhaupt, und über das Wesen, die Gesetze des Epos, wie über die Eigenthümlichkeit unseres Dichters und die im vorliegenden Gedichte bewiesene Kunst insbesondere. Bis jetzt existirt wohl noch kein Werk zur Erläuterung eines Kunstwerks, welches diesem an die Seite gesetzt werden könnte an Gründlichkeit und Tiefe der philosophischen und besonders ästhetischen Entwickelung. Ihm ist die hier gebotene Erläuterung am liebsten gefolgt, doch natürlich so, daß die philosophischen Erörterungen weniger als die auf Einzelnes gehenden Bemerkungen berücksichtigt wurden. — Schön geschrieben und wichtig durch die Vergleichung mit Homers Werken ist A. W. Schlegel's Recension in den Charakt. und Kritiken, Bd. 2. (früher in der Allg. Lit. Zeit. von 1797.) abgedruckt in Hiecke's D. Lesebuch für obere Gymnasialklassen 2. Aufl. S. 310—332. Ebendas. vgl. die beiden Briefe von Göthe und Schiller (vom 24. und 26. Decbr. 1797.) S. 340—346. — Gute Bemerkungen über die Handlung, Composition und Charaktere giebt auch H. Kurz im „Kommentar zum Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen," (1842) S. 228—235. — Das Neueste über den innern Zusammenhang dieses Gedichts mit den übrigen Werken und über die Idee, Composition 2c. giebt Rosenkranz „über Göthe's Leben und Werke" (1847) S. 322—337; gerade diese Partie ist mit besonderer Sorgfalt und Liebe gearbeitet. Endlich hat H. Viehoff im ersten Jahrg. des Archiv's einen fortlaufenden Commentar zu den

einzelnen Gesängen geliefert, worin er das Sachliche, Sprachliche, Aesthetische, je nachdem die einzelnen Stellen Gelegenheit bieten, genau erläutert; die ästhetische Erläuterung enthält weniger Neues und Bedeutendes, als die grammatische und onomatische, worin große Vollständigkeit herrscht; die Dichtung im Ganzen rückblickend zu überschauen, hat V. unterlassen und gerade dies ist mein Bestreben in der Erläuterung, die hier geboten wird, gewesen. Mein Verfahren ist pädagogisch-genetisch, so daß erst analytisch das ganze Gedicht nach Handlungen, Charakteren und Idee, mit sorgfältigster Beachtung jeder einzelnen Stelle durchgegangen wird, dann ein zweiter synthetischer Theil von der aufgefundenen Idee aus das Ganze überschauen und beurtheilen läßt bis in die einzelnen Theile. Hiecke hat dieses Verfahren zuerst mit methodischer Geschicklichkeit und Sorgfalt in seinem pädagogischen Meisterwerke „über den Deutschen Unterricht" beschrieben und entwickelt und außer manchen anderen Beispielen von geringerem Umfange im Schul-Programme (Merseburg 1839) über Uhland's „des Sängers Fluch," in Herrig's und Viehoff's Archiv (1847, 2 H. p. 303—317.), über Uhland's „Bertrand de Born", endlich kürzer über einen Cyclus von Uhlandschen Gedichten in der „Pädagogischen Monatsschrift" von Löw (Jahrg. 1849, H. 1 u. 5.), am ausführlichsten aber in der Erläuterung von Shakespeare's Macbeth (Merseburg 1846, vergl. besonders die Vorrede und S. 63—70.) praktisch durchgeführt. Der methodische Unterricht kann füglich nicht anders zu Werke gehen, so breit auch ein solcher Gang schriftlich dargestellt sich ausnehmen mag. Humboldt und Rötscher verfahren in ihren Erläuterungsschriften synthetisch, indem sie von einer erläuterten oder vorausgesetzten Theorie der Kunst ausgehen und nur das Gefundene in einem Beispiele nachweisen. Unser mehr praktisches Verfahren möchte jedoch auch nicht ohne wissenschaftliche Vortheile sein, indem die allgemeinen Gesetze dadurch erst gebildet und aus dem Vorliegenden herausgehoben die Bausteine zu einer Theorie und neue unbeweisbare Nachweise für dieselbe liefern, ohne irgendwie der künstlerischen Production hemmend und beschränkend in den Weg zu treten. Wir beginnen unsere Besprechung mit der Handlung oder

mit der Fabel selbst nach ihrem Gesammtverlaufe wie nach den einzelnen Gesängen und Abschnitten, die sich bis ins Einzelnste hervorheben lassen, um den größeren oder geringeren Reichthum des Inhalts deutlich zu machen. Dann werden die einzelnen Charaktere ganz genau durchgegangen, mit Beachtung auch der kleinsten Nüancen und Uebergänge, um den Reichthum an psychologischem Gehalte darzulegen. Die Idee endlich sucht den Mittelpunkt aus Handlung und Charakteren aufzufinden und leitet so von selbst zur Kritik über durch die Charaktere hindurch bis zur ganzen Peripherie der Zustände und Handlung, von wo aus die Besprechung ihren Anfang nahm.

Erster analytischer Theil: Handlung, Charaktere, Idee.

Handlung.

Der Sohn einer wohlhabenden Bürgerfamilie faßt innige Neigung zu einer wackeren Jungfrau, die er unter den Ausgewanderten erblickt hat; seine Freunde gehen aus, sich nach dem Charakter und den Verhältnissen derselben zu erkundigen, und nachdem sich Alles zu Gunsten derselben herausgestellt hat, wird der Antrag an sie dem Jünglinge selbst überlassen. Seine Schüchternheit hält ihn ab, seine Neigung unmittelbar zu gestehen und die dadurch angerichtete Verwirrung wird erst im Familienkreise des Jünglings selbst, unter Mitwirkung der Uebrigen, gelöst und endet mit einer glücklichen Verlobung. Dieser einfache Stoff wird nun auf das Lebendigste in seinen einzelnen Momenten in neun Gesängen, die nach den einzelnen Musen*) benannt sind und noch eine Ueberschrift nach dem Inhalte und ihrer Bedeutung führen, dargestellt.

---

*) Bekanntlich benannte auch Herodot die einzelnen Bücher seiner Geschichten nach den Musen, ohne nachweisbaren Zusammenhang mit dem Inhalte derselben; Göthe befolgt eine andere Reihenfolge und gewiß nicht ganz ohne Rücksicht auf den Inhalt. Kalliope ist bei den späteren Griechen die Muse des Heldengedichts, Terpsichore des Tanzes, Thalia der Komödie, Euterpe des Flötenspiels, Poly-

Erster Gesang: Kalliope; Schicksal und Antheil.

Der Dichter führt uns in das Haus des wohlhabenden Ackerbesitzers und Gastwirths zum goldenen Löwen am Markte eines Städtchens, das diesseit des Rheines im glücklichen Winkel eines fruchtbaren Thals liegt; es ist Nachmittag an einem schwülen Sommertage, die Ernte steht bevor. Der Wirth sitzt mit seiner Gattin unter dem Thorwege im Gespräch, beide sind außer wenigen Bewohnern in der Stadt zurückgeblieben, während die meisten hinausgeeilt sind zum Dammwege, um den Zug der unglücklichen Auswanderer zu sehen. Die Hausfrau hat den Sohn mit dem Wagen fortgeschickt und ihm an Speise und Trank, an alten Kleidern und Wäsche zur Unterstützung der Armen mitgegeben, was sie in der Eile hat zusammenpacken können. Wir erfahren Einiges über die Bewohner des Markts und den Wohlstand des bevölkerten Ortes, „mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes." Unterdeß kommen in Schaaren die Neugierigen wieder zurück, unter ihnen auch der Nachbar Apotheker und der Pfarrer. Beide nehmen Platz neben dem Ehepaare und der erstere nimmt zunächst das Wort, sich verdrießlich über den Leichtsinn der gaffenden Menschen beim Unglück Anderer äußernd. Der Pfarrer weist ihn würdig und milde hierüber zurecht, indem er gegen dessen Tadel die Natur des Menschen, seine Triebe und Neigungen in Schutz nimmt. Dann entwirft der Apotheker, von der neugierigen Hausfrau dazu aufgefordert, ein Bild des Zuges der Flüchtigen. Der von Mitleid bekümmerte Löwenwirth ruft die Freunde in das kühle Sälchen des Hintergebäudes, die Frau muß eine Flasche des klaren herrlichen Rheinweins bringen mit den grünlichen Römern, um im Gespräch mit den Freunden die Grillen zu vertreiben. Der Wirth und der Pfarrer stoßen wacker an, nur der Apotheker wagt nachdenklich nicht einzustimmen; der Wirth mahnt ihn daher freundlich, alle Sorgen schwinden zu lassen, frisch zu trinken und auf die gnädige Vorsehung Gottes zu bauen,

---

hymnia der Beredsamkeit, Klio der Geschichte, Erato der Liebesgesänge, Melpomene der Tragödie, Urania der Astronomie. So deuten diese Namen sogleich den ganzen Ton, die Stimmung des Gesanges, welchem sie vorgesetzt sind, an. —

der seit dem großen Brande vor zwanzig Jahren die Stadt sichtbar gesegnet habe und gewiß auch vor dem drohenden Kriegsunglücke, vor Zerstörung bewahren werde. Wegen dieses Glaubens, als der besten Stütze im Glück und im Unglück, vom Pfarrer belobt, fährt derselbe fort, alles Tröstliche hervorzuheben, weist mit stolzem Muthe auf den Rhein hin als den „allverhindernden Graben gegen die Feinde."

„Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackern Deutschen,
Und so schützt uns der Herr, wer wollte thöricht verzagen?"

Er hofft die Nähe des Friedens und spricht hierbei den lange gehegten Wunsch aus, daß das Friedensfest auch für ihn ein rechtes Familienfest werden und Hermann, der einzige Sohn, mit einer Braut an diesem Tage vor dem Altare stehen möge. Leider aber entziehe sich der im Hause so Thätige allen Vergnügungen, selbst dem Tanze und der Gesellschaft der jungen Mädchen. — Unterdeß fährt Hermann mit donnerndem Getöse unter den Thorweg.

Zweiter Gesang: Terpsichore; Hermann.

Der Pfarrer, als kluger Seelenkenner, bemerkt an dem Hereintretenden sogleich die große Veränderung, den lebhafteren, fröhlicheren Blick und entlockt ihm den Bericht darüber, wie er seine Gaben verwendet habe. Auf dem Zuge der Unglücklichen sei ihm besonders ein Wagen „von tüchtigen Bäumen gefüget, von den größten und stärksten Ochsen bespannt," ins Auge gefallen, neben dem mit starken Schritten ein Mädchen hergeschritten sei, „mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere klüglich leitend." Dieses Mädchen habe ihn, für die so eben entbundene Wöchnerin auf dem Wagen um einiges Leinenzeug gebeten. Glücklicherweise habe er solches bei sich gehabt und darreichen können. Schon sei das Mädchen wieder weiter gefahren, als er nach kurzem Bedenken ihr wieder nachgeeilt sei und alles Uebrige an Leinen und Speise und Trank noch dazu übergeben habe, mit der Bitte, es nach Bedürfniß an die Uebrigen zu vertheilen. — Hat sich nun schon in dieser lebhaft hervorhebenden Schilderung jenes Mädchens, der kräftigen Lenkerin und Beschützerin einer Kranken, ein neu und stark angeregter Sinn kund gethan, so verräth sich noch mehr und bestimmter sein neu gewonnenes Interesse in der

Entgegnung auf die Worte des noch ehelosen Apothekers, der bei solcher Noth sich glücklich preist, ohne Familie, ohne Sorge um Weib und Kinder dazustehen.

„Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschließen."

Diese Worte gefallen den Eltern gar sehr und die Mutter weist bei dieser Gelegenheit auf die ähnliche Lage vor zwanzig Jahren nach dem schrecklichen Brande hin, da sie und der Gemahl als Brautleute sich auf den noch rauchenden Trümmern gefunden und in Folge dessen vermählt hätten. Sie lobt den Sohn, daß er in diesen traurigen Zeiten, im Kriege und über den Trümmern zu freien wage. Der Vater aber benutzt diesen günstigen Zeitpunkt sogleich, seinen Wunsch anzugeben, daß er bald eine begüterte Schwiegertochter ihm ins Haus führen möge; ja, er schlägt ihm ein bestimmtes Haus vor, aus welchem er sie sich wünsche, nämlich aus keinem anderen als dem prangenden Hause des reichen Kaufmanns gegenüber am Markte. Da verräth sich aber die bestimmte Richtung des Sohnes, die, wie so oft, auch hier nicht mit der des Vaters übereinstimmt; der Hochmuth und die schnippische Eingebildetheit auf Besitz und Kultur jener Töchter hat ihn einst bitter gekränkt, und er erklärt entschieden, nie könne und werde er jene Schwelle wieder betreten. Der helle Zwiespalt zwischen Vater und Sohn bricht nun aus, indem der Erstere ungerecht polternd den bescheidenen Sohn arg ausschilt, wegen seines Mangels an Ehrgefühl. Der Sohn erwiedert kein Wort und verläßt still im innersten Schmerze die Stube, während der Vater ihn einen Trotzkopf schilt und bestimmt erklärt, er wolle nur eine ebenso gebildete, im Klavierspiel geübte Schwiegertochter im Hause dulden, wie die Töchter des Kaufmanns. — Wir sind gespannt, wozu dieser Zwiespalt führen wird.

Der dritte Gesang: Thalia, die Bürger,

enthüllt uns weiter die Ansichten des Vaters über Fortschritt in der Kultur, seinen Gefallen an äußeren geselligen Formen im Bau der Häuser, in der Reinlichkeit der Straßen, in allerlei Anlagen zur Beförderung des Verkehrs und Gewerbes. Leider aber, meint er, werde ihm dieser sehnliche Wunsch, auch seinen Sohn als einen gewandten, von gleichem Streben

beseelten, durch Reisen nach großen Städten gebildeten Menschen zu sehen, wohl nie erfüllt werden. Besser versteht die sinnige Mutter die Natur ihres Sohnes, den sie nun lebhaft gegen die Scheltworte des Vaters in Schutz nimmt; sie weist auf die einzige Aufgabe einer richtigen Erziehung hin, daß man die Kinder nicht eigensinnig dürfe umformen wollen, sondern sie erziehen müsse ganz ihrer eigenthümlichen Natur gemäß.

„Denn der Eine hat die, der Andere andere Gaben;
Jeder braucht sie und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich."

Sie verläßt die Gesellschaft, um den Sohn aufzusuchen und wieder zu besänftigen. Der Vater aber hört nicht auf die Vorwürfe der Mutter und bleibt dabei: „Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurück! So bleibt es."

Der Apotheker aber meint, gern hätte auch er sein Haus nach dem neuen Geschmacke umgemodelt, wenn nur nicht, zumal in solchen Zeiten, die Kosten so groß wären, und giebt uns dann ein Bild seiner Apotheke und des Gartens in seinem altmodischen Geschmacke.

Was wird aber, so fragen wir gespannt, mit Hermann werden? Der Dichter führt im

vierten Gesange: Euterpe, Mutter und Sohn

zusammen. Haben wir die Stadt in ihren Formen kennen gelernt, so werden wir jetzt aufs Genaueste mit Haus und Hof, mit Garten und Feld der Familie bekannt. Die Mutter sucht den Sohn überall, vor dem Hause, im Stalle bei den schönen Pferden, der Knecht weist sie in den Garten.

Als sorgsame Hausfrau gleich auf dem Wege mancherlei Geschäfte verrichtend, schreitet sie den ganzen Garten durch, öffnet die durch die Stadtmauer gebrochene Thür und tritt in den Weinberg, nachdem sie den trocknen Graben leicht hindurchgeschritten. Auch hier ist Hermann nicht, sie tritt ins Feld, faßt den großen Birnbaum ins Auge, der auf dem Hügel eine weite Aussicht bot und den Schnittern und Hirten zum Ruheplatz diente mit den umhergestellten Rasenbänken. Da saß er und blickte jenseits nach den Gebirgen hin; leise rührt ihm die Mutter die Schulter, da dreht er sich schnell um „mit thränendem Auge." Das ist ihr unerwartet neu.

Gewaltig aufgeregt, ist er auf einmal entschlossen, gar nicht wieder nach Hause zurückzukehren, sondern von hier aus gerade in die Stadt zu gehen und sich den Kriegern zu übergeben zum Dienste für das Vaterland:

„Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt und ob ich nicht höher hinauf will!"

Aber die Mutter kennt ihn besser und tadelt weinend, daß er sein Herz gegen sie verhülle; endlich gesteht er seine Verzweiflung über die vergeblichen Wünsche seines Herzens, seine Sehnsucht nach einer Gattin, und die Mutter erräth nun auch leicht, wer die Gewählte sei.

„Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Hause zu führen begehre."

Die Mutter sucht ihn zu beschwichtigen und hofft, den Vater, mit Hülfe der Freunde, zu seinen Gunsten umstimmen zu können.

Der fünfte Gesang: Polyhymnia, der Weltbürger, führt uns zu den Drei zurück, die noch immer vom Fortschritte zum Besseren reden. Wirth und Apotheker stehen auf der Seite des rastlosen Fortschritts, gegen Beide erklärt sich der gebildete und erfahrene Pfarrer, indem er, wie anfangs der natürlichen Triebe des Menschen überhaupt, jetzt im Gegensatz zum Streben nach Neuem, sich der ebenso natürlichen Liebe zum Alten und Gewohnten annimmt und beide Triebe durch den Satz auszugleichen sucht:

„Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig."

Weise Beschränkung verleihe Glück, und deshalb preist er neben dem rastlosen Meerumsegler den ruhigen Landmann, namentlich den Bürger eines Städtchens, welcher, ländliches Gewerbe mit Bürgergewerbe paarend, in sich die Segnungen der Kultur und des Fortschritts, wie der geduldigen Genügsamkeit vereinige. Damit leitet er die Vertheidigung Hermann's und seine Wünsche ein, der Vater schweigt und alsbald tritt die Mutter mit dem Sohne in den schon beruhigten Kreis ein. Sie trägt den Entschluß desselben zugleich mit der Bitte um Gewährung seines heißen Wunsches vor; auch der Sohn bittet — da der Vater noch immer schweigend dasitzt, verwun-

dert das Unerwartete noch nicht fassen kann — nimmt sich auch der Pfarrer wieder des Sohnes an, der gewiß das ihm Gemäße und für sein Lebensglück Entscheidende gewählt habe.

„Ja, ich seh' es ihm an, es ist sein Schicksal entschieden."

Der bereitwillige Apotheker bietet sogleich seine Dienste an, er wolle hinausgehen, das Mädchen prüfen, ihre Gemeinde befragen und er werde gewiß mit seinem scharfen Spürsinne auf den richtigen Thatbestand kommen. Damit ist Hermann zufrieden und bittet auch den Pfarrer, mitzugehen; zugleich wendet er sich nochmals an den Vater mit seiner Zuversicht auf den Adel des Mädchens und der Hoffnung, daß auch ihm Glück aus dem Unglück der Zeit hervorgehen werde, wie einst dem Vater aus dem großen Brande vor zwanzig Jahren. So vielen Bitten muß der im Grunde doch recht gutmüthige Vater endlich nachgeben.

Die Freunde eilen auf dem Wagen, den Hermann geschickt lenkt, dem Dorfe zu, wo die Auswanderer rasten. Am Brunnen unter den Linden hält Hermann an und bittet Jene, allein auszugehen, während er, seinen Gefühlen überlassen, hier weilt. Jene erblicken im Dorf das Bild der Verwirrung, den Streit der Männer und Frauen bei den Wagen, bis der würdige Richter unter sie tritt und schnell die Ruhe wieder herstellt. Der Pfarrer sieht in ihm einen Moses oder Josua vor sich und verbindet das Gegenwärtige mit den großen Zeiten der heiligen und gemeinen Geschichte. Er unterhält sich mit dem Richter über die Schicksale der Flüchtigen, während der Apotheker ausgeht, nach dem Mädchen zu spähen.

So sind wir vom Gebiete der kleinen, friedlichen Stadt weg in die Nähe des größeren Weltschauplatzes gerückt, dessen wogende Bewegung uns vorgeführt wird im

sechsten Gesange: Klio, das Zeitalter.

Der Richter nämlich schildert die Französische Freiheitsbewegung, wie sie zuerst lockend Alles auch unter den benachbarten Deutschen enthusiasmirt, bald aber die trübe Kehrseite hervorgekehrt habe. Durch Raub und Plünderung hätten die Freiheitshelden sich verhaßt gemacht und auf der Flucht kein Eigenthum und kein Gesetz mehr geachtet. Das Bild des Kampfes, der Wuth und des Schreckens steht vor uns. Doch

auch schöne Seiten kann der noch empörte Erzähler aufweisen von dieser Zeit des Grauens, Edles und Großes hat sie geweckt, wie namentlich die That eines Mädchens beweist, das nebst anderen noch unerwachsenen Genossinnen von Marodeurs angefallen, um die Unschuld zu vertheidigen, dem Einen sogleich den Säbel entreißt, ihn niederhaut, die Mädchen befreit und noch vier der Räuber trifft, die aber entfliehen, dann den Hof verschließt und bewaffnet harrt, bis Hülfe kommt. Eben will der Pfarrer sich näher nach diesem Mädchen erkundigen, als der Apotheker herbeieilt und die Nachricht bringt, er habe das Mädchen nach der Beschreibung Hermanns gefunden. Beide erblicken sie, wie sie dasitzt und von den geschenkten Kleidern das neugeborne Kind bekleidet. Der Pfarrer ist entzückt von ihrer herrlichen Gestalt und Anmuth, doch der Nachbar mahnt zur näheren Prüfung, „trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußeren nicht trauen.“ Der herbeigerufene Richter giebt befriedigende Auskunft, es ist dasselbe Mädchen, was jene herrliche Mannesthat vollbracht, den Oheim bis zum Tode gepflegt und mit stillem Gemüthe den Schmerz über den Tod des Bräutigams ertragen hat, welcher, im höchsten Enthusiasmus für die neu verkündigte Freiheit, selbst nach Paris hinging und dort in der Bekämpfung der Willkür Kerker und schrecklichen Tod fand. Nach reichlichen Geschenken zur Vertheilung an die Armen verläßt der Pfarrer mit dem Nachbar den Richter und sie treffen Hermann in tiefe Gedanken versunken. Dieser vernimmt kaum ihre Glückwünsche; denn er ist in banger Sorge, ob nicht am Ende jenes Mädchen schon einen Bräutigam gefunden habe, und er nun beschämt mit seinem Antrage abziehen müsse. Er räth endlich den Freunden, sie möchten allein nach Hause fahren, er dagegen wolle auf jeden Fall mit dem Mädchen sprechen, möge für ihn sich ergeben, was da wolle. Dies geschieht, ängstlich setzt sich der Apotheker in den Wagen, dem Lenken des doch so geschickten Pfarrers nicht trauend,

„Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.“

Hermann steht ohne Gedanken träumerisch da.

Siebenter Gesang: Erato, Dorothea.

Wie noch Hermann am Brunnen so steht, im Inneren

das liebliche Bild der Jungfrau schauend, siehe, da kommt sie plötzlich, wie durch ein Wunder hergezaubert, daher mit zwei Krügen, um Wasser zu schöpfen; denn im Dorfe ist durch Vieh und Menschen, welche unvorsichtig durch den Bach gewatet sind, alles Wasser getrübt. Beide steigen hinunter zum Quell, setzen sich auf das Mäuerchen und beugen sich über, mit dem Kruge zu schöpfen, spiegeln sich im Wasser, nicken sich zu und grüßen sich in diesem Spiegelbilde dreister und freundlicher, als ihre wirklichen Blicke es wagen würden. Hermann läßt sich dann aus ihrem Kruge zu trinken geben, und nun sitzen sie ein Weilchen auf die Gefäße gelehnt. Doch nun fragt sie ihn, wie es komme, daß er, fern vom Orte ohne Wagen und Pferde hierhergekommen sei? Verlegen, da die Augen der Jungfrau nicht Liebe, nur hellen Verstand blicken, wagt er nicht, von seiner Neigung zu sprechen, wohl aber, daß sie ihm heute besonders ins Auge gefallen als kräftige, gesunde Jungfrau, und daß er deshalb zu Hause zur Mutter besonders von ihr rühmend gesprochen, die schon lange sich ein Mädchen gewünscht habe, das nicht blos mit der Hand, sondern auch mit dem Herzen ihr helfe, und jetzt komme er, ihr zu sagen, was die Aeltern wünschten, wie er selbst; — da stottert er. Aber schnell kommt ihm das Mädchen mit Worten entgegen; er dürfe es nur gerade heraussagen, wohl miethen wolle er sie zur Magd des Hauses. Sie sei bereit, ihm zu folgen wie dem Rufe des Schicksals; denn trübe seien die Tage und wohl möchten noch trübere folgen.

„Denn gelöst sind die Bande der Welt, wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht.“

Gern suche sie Schutz unter wackeren Leuten, zumal da ein wanderndes Mädchen immer von schwankendem Rufe sei. Keiner ist froher als Hermann, er hält es für's Beste, sie in dem Wahne zu lassen und erst daheim um Liebe zu werben. Beide kehren zum Dorfe zurück, wo sie sich von der Wöchnerin, die sie nun versorgt weiß, verabschieden will. Dort schaut nun Hermann mit eigenen Augen eine Familie, in welcher Dorothea so viele Dienste aus reiner Menschenliebe verrichtet hat; sie hatte sich ihr auf der traurigen Flucht gern angeschlossen und nimmt nun, dankend für alles genossene Gute,

herzlichen Abschied. Knieend empfängt sie von der Wöchnerin „des Segens Gelispel,“ sagt dem Richter dankbar Lebewohl, der Hermann wegen dieser Wahl lobt:

„Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang sie der Wirthschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch eure Eltern die Tochter.“

Alle segnen Hermann, die Kinder fallen ihr mit Schreien und entsetzlichem Weinen in die Kleider und wollen sie, die zweite Mutter, nicht lassen. Sie können nur durch die Vorstellung getröstet werden, daß sie in die Stadt gehe, um ihnen Zuckerbrod und die goldene Deute mitzubringen, welche der Storch, als er neulich mit dem kleinen Bruder vor dem Bäcker vorbeiflog, bestellt habe.

Im achten Gesange: Melpomene; Hermann und Dorothea, sehen wir Beide neben einander mit dem Sinken der Sonne auf dem uns schon bekannten Fußpfade durch's Feld den Besitzungen der Eltern in der Stadt zuschreiten. Der Tag hat sich geneigt, Gewitterwolken sind herangezogen, Blitze strahlen aus dem Schleier hervor und beleuchten ahnungsvoll das Feld. Da nimmt das Mädchen Gelegenheit, sich nach den Eltern zu erkundigen, denen sie, wisse sie ihre Art und Wünsche, dann um so leichter Genüge leisten werde. Dieser Aufforderung genügt Hermann, sich entschuldigend, daß er jetzt zum ersten Male frei über sie zu sprechen wage; den Vater zeichnet er nach seiner Vorliebe für den Schein, für feines Begegnen und bewegliche Schmiegsamkeit, während der Mutter gesinnungsvolle und ernste Bemühung am besten gefalle. Beiden hofft Dorothea zu genügen, der Mutter Wesen sei wie ihr eigenes; von den zierlichen Nachbarn aber hätte sie daheim frühzeitig feine Sitte und höfliche Form kennen gelernt und sie sei zu Hause darin von Kindheit an geübt worden.

Unterdeß ist's Nacht geworden, sie sind unter herrlichem Mondschein zu dem Birnbaum gekommen, wo in der Frühe Hermann so verzweifelt und weinend gesessen hatte. Auf die Frage des Mädchens, wie sie aber ihm, dem einzigen Sohne und künftigen Gebieter, begegnen solle, wagt er nur die Worte zu erwiedern:

„Laß dein Herz dir es sagen und folg' ihm frei nur in allem.“

Weiter wagt er nichts zu sagen, so sehr auch das liebende

Herz drängt; denn er fühlt beim Ergreifen ihrer Hand den Ring am Finger, „das schmerzliche Zeichen.“ Da fällt, wie sie so still neben einander sitzen, der helle Mondschein auf die Häuser der Stadt, und am Giebel sieht sie ein Fenster, dessen Scheiben sie zählen kann. Das ist Hermanns Haus und jenes Fenster das des Zimmers, worin Hermann schläft, „das vielleicht das deine nun wird,“ setzt Hermann hinzu, doch meinend, er habe schon zu viel verrathen, nimmt er es schnell wieder zurück mit den Worten: „wir verändern im Hause.“ Unterdeß rückt das schwere Gewitter heran, Hermann mahnt zum Aufbrechen, unter Wetterleuchten gehen sie durch das Feld hin, das Dorothea sammt allem daran gränzenden als das Eigenthum der Eltern kennt, und im vollen Dunkel stehen sie am Weinberge. Auf dem Pfade, der mit unbehauenen Platten belegt ist, gehen beide im Laubgange hin, sie hat die Hände auf Hermanns Schultern gelegt und geht dicht hinter ihm her; da fehlt sie, des Weges ausgleitend, der Fuß knackt, sie droht zu fallen; doch Hermann streckt eilig den Arm aus, hält die Geliebte empor und sie sinkt ihm an die Brust; er aber steht starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt, drückt nicht fester sie an und stemmt sich nur gegen die Schwere. So trägt er sie eine Strecke, sie selbst aber scherzt über das Knacken des Fußes, das bedeute Verdruß, und bittet, ein wenig zu verweilen, damit sie nicht als hinkende Magd eintrete.

Neunter Gesang: Urania; Aussicht.

Hermanns Eltern sitzen daheim unruhig mit den beiden Freunden und erwarten, bei dem nahenden Gewitter, mit Ungeduld die Ankunft ihres Sohnes und den Erfolg seiner Bewerbung. Kein anderes Gespräch kann aufkommen bei dieser Spannung; die Mutter klagt, läuft hin und wieder und macht den Freunden Vorwürfe darüber, daß sie den Sohn allein gelassen. Besonders wächst dadurch der Unmuth des heftigen Vaters. Da giebt endlich der Apotheker ein Geschichtchen aus seiner Jugend zum Besten, wie der Vater seine Ungeduld beschwichtigt und sie für immer mit der Wurzel ausgerissen habe. Er habe ihm nämlich das Schreckbild des Todes vorgehalten, und den schwarzen Sarg, der vom Nachbar Tischler auch für

ihn gefertigt worden, um ihn dereinst hinaus zu tragen. Darauf erwiedert der milde Pfarrer, nicht recht habe der Vater daran gethan, den Tod im Tode aufzuweisen, vielmehr müsse man sich durch das rührende Bild des Todes an den Kreislauf im Leben, an den Werth des Lebens erinnern lassen. Da treten eben die beiden hohen Gestalten zur Thür herein. Der Jüngling stellt die Geliebte mit eiligen Worten den Eltern vor, vertraut dann leise dem Pfarrer, daß er das Mädchen nicht als seine Braut geworben und bittet ihn, die Verwickelung sogleich zu lösen; doch unterdeß hat leider der Vater sie schon als dessen Braut unter gutgemeinten Scherzen angeredet. Dorothea nimmt dies natürlich als bitteren Spott gereizt und beleidigt auf. Der Pfarrer aber, durch einen Wink Hermanns zur eiligsten Verscheuchung des Irrthums aufgefordert, verstellt sich, um das Herz des Mädchens zu prüfen, und verweist sie wegen ihrer zu großen Empfindlichkeit, die einer Magd nicht gezieme. Diese Worte treffen das edle Mädchen noch tiefer, sie kann sich, wie mit Blut übergossen, nicht mehr halten und unter heißen Thränen gesteht sie, sie könne fernerhin in diesem Hause nicht bleiben und, um wegen ihres Benehmens nicht mißverstanden zu werden, wolle sie bei ihrem Scheiden offen bekennen, was sie sonst im Herzen länger würde verschlossen haben, — ihre Neigung zu Hermann, dem sie in der stillen Hoffnung gefolgt sei, vielleicht ihn einst zu verdienen. Sie sehe aber nun ein, wie thöricht sie, die Arme, sich solchen Hoffnungen hingegeben habe. Da hört man eben das starke Rollen des Donners, Regengüsse strömen vom Himmel herab und der Sturm heult; trotz dem will sie, das Bündel noch unter dem Arm, ungesäumt wieder hinaus und zu den Ihrigen zurückkehren. Schon hat sie sich umgewandt, da erfaßt die Mutter schnell das Mädchen und schwört, die Verlobte des Sohnes um keinen Preis zu lassen; der Vater aber, verdrießlich ob des ganzen Gethues, will zu Bette gehen. Der Sohn aber hält ihn fest, bekennt sich als den Schuldigen und ruft den Pfarrer nochmals als Mitwissenden zu Hülfe. Schnell löst sich nun die Sache zur allgemeinen Freude; tief gerührt erwiedert Dorothea Hermanns Kuß und Umarmung und besänftigt dann den Vater mit anmuthvoller Bitte um Verzei-

hung. Der Vater umarmt sie gerührt und die Mutter küßt sie herzlich weinend, der Pfarrer aber verlobt beide sogleich, indem er ihnen die Ringe der Eltern an den Finger steckt. Da erblickt er den Ring am Finger der Jungfrau und auf seine Frage nach dessen Bedeutung, erzählt sie von ihrem früheren Bräutigam, der im Kampfe für die Freiheit zu Paris den Tod fand; wie er zum letzten Male von ihr Abschied genommen und welche Lehren er in dem feierlichen Augenblicke ihr gegeben habe. Alle schweigen, nur Hermann, gerührt durch die Mahnung des edeln Todten, auf kein Gut der Erde und auf kein Glück zu bauen, nimmt das Wort und setzt den Muth festen Beharrens auf dem eigenen Sinne, der die Welt nach sich bilde, entgegen und „bezeichnet in kurzer, würdiger Rede, was in so sturmvollen Tagen die Pflicht des Deutschen Mannes sei."

Durchlaufen wir nun nochmals den Gang der Handlung und fassen ihn kürzer nach seinen Hauptmomenten.

I. Ausgangspunkt ist die Familie Hermanns, die Freunde bringen Kunde von dem, was sie beim Zuge der Ausgewanderten gesehen haben. Der Vater, durch die Zeitverhältnisse ernster bewegt, wird in heiterer Stunde veranlaßt, seinen Wunsch zu äußern, Hermann möge ihn bald, wo möglich am nahen Friedensfeste, mit der Wahl einer Braut erfreuen, doch scheine derselbe leider noch gar nicht daran zu denken.

II. Hermann, den die Mutter auch hinausgeschickt hatte zur Unterstützung der Unglücklichen, erzählt mit sichtbarem Interesse sein Begegnen mit einem rüstigen, hülfreichen Mädchen unter den Ausgewanderten; sein Entschluß zur Heirath erregt die Freude der Eltern, zugleich aber eröffnet sich ein großer Zwiespalt zwischen den Wünschen und Ansichten des Vaters und der Richtung des Sohnes in Betreff der Wahl.

III. Das bürgerliche Leben jener Zeit, der Streit des Alten mit dem Neuen in Folge der Revolutionsbewegung selbst im Bürgerstande.

IV. Der reiche Besitz der Eltern. Die Mutter findet den Sohn draußen tief bewegt und aufgeregt. Der Widerspruch des Vaters hat den Entschluß des Sohnes entschiedener

hervorgedrängt; das Geständniß seiner Liebe zu jenem Mädchen, die Mutter hofft den Vater zu seinen Gunsten umzustimmen.

V. Durch die Vorstellungen des Pfarrers ist der Vater schon ziemlich beschwichtigt, so daß er den vereinten Bitten der Mutter, des Sohnes und des Pfarrers keinen Widerstand mehr entgegensetzt. Die Freunde ziehen mit Hermann hinaus, um wegen jenes Mädchens Kunde einzuziehen; Gespräch des Pfarrers mit dem Führer der Ausgewanderten.

VI. Schilderung der Revolutionsbewegung nach ihren Licht- und Schattenseiten; die Heldenthat eines Mädchens, um ihre Unschuld gegen die Feinde zu vertheidigen. Es ist das von Hermann beschriebene Mädchen, welches der andere Freund aufgefunden hat; noch Anderes zu ihrem Lobe wird erzählt. Hermanns innere Zweifel und Besorgniß, ob ihm sein Wunsch gewährt werde.

VII. Das Zusammentreffen Hermanns und Dorotheens am Brunnen; letztere geht auf den Antrag, als Magd ins Haus der Eltern zu folgen, ein und nimmt Abschied von den Ihrigen.

VIII. Der gemeinschaftliche Gang nach dem Hause von Hermanns Eltern.

IX. Die Ankunft, Verwickelung und Lösung, die muthige Erhebung Hermanns.

Die entscheidenden Punkte für die Handlung liegen demnach im II. und IV. Ges. das erste Begegnen und das Geständniß entschiedener Neigung, im V. und VI. Ges. das Zugeständniß der Eltern, bedingt durch die Prüfung, im VII. Ges. der Antrag, zunächst als Magd dem Hermann zu folgen, im IX. Ges. das Geständniß Dorotheens, die endliche Verlobung und glückliche Aussicht.

Geben wir nun auch, um den Reichthum des Einzelnen rasch vorüberzuführen, eine kurzgefaßte Uebersicht der Theile, in welche die größeren Partien zerfallen.

I. Ges. 1. Gespräch des Wirths mit seiner Hausfrau; letztere wird belobt darüber, daß sie den Sohn mit reichlichen Gaben hinausgeschickt hat. Des Vaters Freude über das schöne Gespann und Geschirr und das geschickte Fahren des Sohnes. Die Mutter zählt auf, was sie mitgegeben, daß sie auch des Vaters Schrank nicht verschont habe. — An-

deutung über die Jahreszeit und die Witterung des Tages. Einzelne kehren zurück von den Neugierigen, der Kaufmann in seinem neumodischen Wagen kommt an; die Straßen füllen sich wieder.

2. Ankunft des Pfarrers und Apothekers; letzterer tadelt verdrießlich die Neugierde der Gaffer bei Anderer Unglück. Der Pfarrer stellt die gute Seite dieses Triebes hervor. — Dann das düstere Schattenbild des Apothekers von dem Zuge der Vertriebenen.

3. Der Wirth sucht die trüben und ängstlichen Gedanken durch die Einladung zum fröhlichen Trinken abzuwehren. Trinkscene, tröstende Worte des Wirths gegen den bedenklichen Apotheker, der Pfarrer stimmt ein. Der Rhein als Schutzgraben, die kriegerischen Nachbarn. Aussicht auf den baldigen Frieden, Wunsch, daß sein Sohn dann auch sich endlich vermählen möchte; Ankunft des Sohnes.

II. Ges. 1. Hermann tritt ungewöhnlich heiter herein und giebt ein freundlicheres Bild von jenem Zuge, schildert das angetroffene Mädchen neben dem Wagen mit der Wöchnerin, und wie er seine Gaben verwendet habe.

2. Durch die Widerrede gegen den Apotheker, der selbstisch seine Ehelosigkeit rühmt, wird sein Wunsch laut, zu heiraten. 3. Die Mutter erzählt den Brand im Orte vor zwanzig Jahren und ihre Verlobung mit dem Vater. Dieser weckt durch seinen Wunsch 4. die Erzählung einer widerwärtigen Scene aus der Familie des reichen, aber eingebildeten Kaufmanns. Der Sohn mag dessen Töchter nicht leiden. 5. Scheltworte des Vaters gegen den Sohn, der still entweicht.

III. Ges. 1. Wirth, Pfarrer, Mutter, Apotheker. Jener schilt noch auf den zu Hause hockenden Sohn, der nicht mit fortschreiten wolle in der Kultur; er preist das schön aufblühende Städtchen seit dem großen Brande, die Verschönerungen, die neuen Anlagen.

Die Mutter widerspricht und äußert ihre besseren Erwartungen vom Sohne, den der Vater durch seinen Tadel niederdrücke. Geht ab nach dem Sohne.

2. Der Apotheker billigt die Rede des Wirths, preist das schöne neumodische Haus des Kaufmanns, schildert seinen

Garten und Saal, der dagegen zurückstehe, trotz seiner Verzierungen, jetzt baue Alles nach Französischem Geschmacke. Der alte und der neue Baustil.

IV. Ges. 1. Die Mutter als sorgsame Hausfrau; Schilderung des Gehöfts, des Gartens, des Weinbergs, der Felder, des großen Birnbaums, wo Hermann sitzt.

2. Hermanns Vorstellung, er wolle Soldat werden: der Feldbau und der Krieg.

3. Die gerührte Mutter redet ihm ins Herz. Hermann gesteht seine Neigung zu jener Auswandernden. — Starrheit der Männer; Klage über den Tadel des doch verehrten Vaters; lange unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, jetzige Entscheidung, sich vom Vater zu trennen, wenn er ihm seinen Wunsch nicht gewähre. — Trost der Mutter, der Vater meine es nicht so böse, mit Hülfe der Freunde hoffe sie ihn zu gewinnen.

V. Ges. 1. Gespräch zwischen dem Wirthe und den Freunden; der Pfarrer bringt die Aufgeregten wieder ins Gleichgewicht, vertheidigt die Liebe zum Gewohnten, schildert das Glück des ruhigen Ackerbürgers in einer kleinen Stadt.

2. Die Mutter tritt mit dem Sohne ein, beide mit sanften Bitten wegen des wichtigen neuen Planes; der Pfarrer vollendet es durch seine würdige Schutzrede für Hermann.

3. Der Apotheker bietet seine Dienste an, nach dem Mädchen sich zu erkundigen bei ihrer Gemeinde.

4. Der Sohn bittet den Pfarrer, mitzugehen; seine hohe Meinung von der Erwählten.

5. Der Vater gibt nach. Die Freude Hermanns. Das Anschirren der muthigen Hengste an den Wagen, die Abfahrt mit den Freunden.

6. Ankunft beim Linden-Brunnen, Hermann schickt die Freunde fort nach dem Dorfe, Beschreibung der äußeren Gestalt des Mädchens.

7. Bild von dem Aufenthalte der Ausgewanderten, Gewirr und Streit, vom würdigen Richter schnell geschlichtet.

8. Der Pfarrer läßt sich in ein Gespräch mit dem Volksführer ein, der ihm den alten Volksführern des Jüdischen Volks

gleich zu kommen scheint. — Die Inhaltsschwere der Gegenwart. — Der Apotheker verabschiedet sich.

VI. Ges. Der Richter schildert das Erlebte. 1. Der Anfang der Revolutionszeit mit ihrem Enthusiasmus für die neuen Ideen.

2. Die trübe Seite, der Krieg mit dem Auslande, 3. die Nöthigung zum Auswandern.

Dann 4. die Lichtseite in einigen Zügen. Kräftige Erregtheit Aller; die Heldenthat eines Mädchens zur Vertheidigung ihrer Unschuld.

5. Unterbrechung durch den eben zurückkommenden Apotheker, der dem Pfarrer das gefundene Mädchen zeigt.

6. Ideale Begeisterung des Pfarrers über ihre Erscheinung, im Gegensatz dazu das Mißtrauen des spürenden Apothekers.

7. Der Richter, über das Mädchen befragt, gibt das befriedigendste Zeugniß wegen jener Heldenthat und über die Verwandten.

8. Mit Gaben für die Armen scheiden die Freunde (Gegensatz des Pfarrers und Apothekers).

9. Rückkehr zu Hermann mit herzlichen Glückwünschen.

10. Hermann aber äußert seine Besorgnisse wegen der Umworbenen, daß sie nicht etwa schon versagt sei.

11. Dies veranlaßt den Apotheker zum Preise der früheren Sitte, wo man sich noch eines Freiwerbers bediente und aller Aengstlichkeit und etwaigen Beschämung überhoben war.

12. Hermanns Entschluß, allein zurückzubleiben und auf jeden Fall mit dem Mädchen zu sprechen.

13. Der Apotheker setzt sich ängstlich in den Wagen, so sehr auch der Pfarrer versichert, früher das Wagenlenken oft geübt zu haben.

14. Hermann steht träumend da.

VII. Ges. 1. Hermann schaut im Inneren das Bild des lieblichen Mädchens, und traut kaum den Augen, als er sie selbst mit zwei Krügen auf den Brunnen zuschreiten sieht.

2. Gespräch zwischen ihm und Dorothea. Zweck ihres Kommens, beide steigen hinab zum Quell, setzen sich auf das Mäuerchen, spiegeln sich zunickend im Wasser und trinken.

3. Der Antrag Hermanns, von Dorothea bereitwillig

angenommen, daß sie als Magd ihm gern folgen wolle. Ihre Gründe. Der schüchterne und wegen des Ringes an ihrem Finger besorgte Hermann läßt sie bei ihrer Meinung.

4. Der gemeinschaftliche Gang zum Dorfe. Dorotheens verständige Aeußerungen über die Bestimmung des Weibes.

5. Familienscenen bei der Wöchnerin, der Richter tritt mit den wiedergefundenen Kindern zugleich ein, alle werden durch den frischen Trunk gelabt. — Der Abschied; des Richters Lob gegen Hermann über die verständige Wahl. Der Verwandten heimliche Gedanken über das künftige Glück der Scheidenden; die Beschwichtigung der weinenden Kinder.

VIII. Ges. 1. Hermann und Dorothea gehen bei einbrechender Nacht nach der Stadt. — Jener beschreibt, darum befragt, die Art der beiden Eltern, beiden denkt Dorothea zu genügen.

2. Ankunft und Ausruhen unter dem Birnbaum, Hermann zeigt der Eltern Haus und die Fenster seines Zimmers, schwankt schüchtern, ob er sich aussprechen soll. 3. Gelangen zum Weinberg, Dorothea fehlt auf dem Gange im Dunkel; sittig-männliches Benehmen Hermanns; unter Scherzen wegen des hinkenden Fußes bittet Dorothea, etwas zu verweilen.

IX. Ges. 1. Anruf der Musen. 2. Die Ungeduld in dem Zimmer der Eltern.

3. Der Apotheker erzählt aus seiner Jugend ein Geschichtchen als Mittel gegen die Ungeduld. (Des Tischlers Werkstatt gezeichnet.)

4. Erwiederung des Pfarrers über die richtigere Ansicht des Todes und den Kreislauf im Leben.

5. Eintritt des Paares; die Verwirrung; die Scherze des Vaters. Schwüle Verlegenheit Hermanns. Die Gereiztheit des Mädchens.

6. Der Pfarrer, statt den Knoten zu lösen, läßt, sich verstellend, die Verwirrung fortdauern.

7. Dorothea will wieder fortgehen und gesteht ihre Neigung zu Hermann. Das Ungewitter.

8. Die Mutter hält das Mädchen fest, der Unmuth des Vaters, Hermanns erneuerte Bitte an den Pfarrer.

9. Schnell löst sich durch Hermanns Erklärung, der nun

ganz beruhigt ist nach dem Geständnisse des Mädchens, die Verwirrung; Dorothea verweigert nicht Kuß und Umarmung.

10. Bittende Rede der Dorothea an den Vater, der sie gerührt umarmt.

11. Feierliche Verlobung durch den Pfarrer. Frage nach der Bedeutung des Ringes an ihrem Finger.

12. Dorothea erzählt den Tod ihres früheren Bräutigams und dessen Lehren beim Abschiede.

13. Die kräftige und muthige Erwiederung Hermanns, der die Aufgabe des Deutschen Bürgers in der Gegenwart erkennt und nun allen Gefahren der Zukunft fest entgegen sieht.

Charaktere*).

Um den Hauptcharakter, Hermann recht zu verstehen, ist zunächst das Bild der Eltern vorzuführen.

Der Vater

ist ein reicher Ackerbesitzer (I. S. 4. IV. S. 30), der aber diesen Reichthum sich durch strebsame Thätigkeit erworben, nicht blos ererbt hat. Denn der große Brand hatte der Eltern Haus, wie das der Schwiegereltern vernichtet; beide Eheleute hatten sich in dieser traurigen Zeit gefunden und bald vermählt (II. S. 17 f.), sie hatten ganz von vorn anfangen und sich redlich quälen müssen, um zu etwas zu kommen (II. S. 20); doch Gott hatte sie und die übrigen Bewohner des Städtchens nach dieser „harten Strafe beständig erfreut und beschützt" (I. S. 10). Da er aber erfahren hatte, wie schwer der Anfang der Wirthschaft sei, so weiß er das Geld zu schätzen, und wünscht, daß der Sohn ihm eine begüterte Schwiegertochter ins Haus bringe (II. 20). Das rege Streben des ganzen Städtchens, immer vorwärts zu schreiten, auf Reinlichkeit, Ordnung, schöne Straßen und Häuser zu halten, die neuen Formen und Sitten, überhaupt die Cultur der Franzosen anzu-

*) Absichtlich ist die Charakteristik so ausführlich mit Angabe der einzelnen Stellen gegeben, weil Schüler zum genauesten Nachsehen angehalten und vor zu unbestimmtem Raisonnement bewahrt werden sollen. — Ausgabe der Göthe'schen Werke in 40 Bänden. 1840.

nehmen (cf. II. z. E. III.), findet an ihm den wärmsten Vertreter und sein Ansehn bei den Mitbürgern beweist, daß er als Rathsherr tüchtig gesorgt und sich allgemeinen Dank verdient hat (III. S. 26). Als Gastwirth kommt er mit Fremden wie mit Einheimischen oft zusammen, hat öfters weitere Geschäftsreisen nach den großen Städten gemacht (I. S. 11) und hat daher mehr Ueberblick über die Lebensverhältnisse als mancher Bürger. Daher ist seine Liebe zur Cultur und zum Vorwärtsschreiten leidenschaftlich, das Hergebrachte und Alte gilt ihm nichts (III.) und er bedauert sehr, daß sein Sohn keinen Trieb hat, sich in der Welt umzusehen, sich gern in Gesellschaft zu bewegen und ihm durch gefällige Form und Erscheinung, oder durch erworbene Kenntnisse vor den Leuten Ehre zu machen (II. S. 23. III.). Von sich selbst rühmt er, daß er als Gastwirth „mit Menschen zu handeln, die Herren und Frauen gut zu bewirthen und den Fremden gefällig zu schmeicheln wisse." Er wünscht daher, daß es bei ihm im Hause so werde, wie beim benachbarten reichen Kaufmann, dessen modische Kutsche (I. S. 5), erneuertes Haus und schöne Meubeln (III. S. 28) ihm und andern gewaltig in die Augen stechen; er verschmäht das bäuerische Mädchen, das Hermann wählen könnte, und will vielmehr ein fein gesittetes und gebildetes Schwiegertöchterchen, das ihm schmeichelnd begegne und die viele Mühe versüße, auch das Clavier spiele und Sonntags die besten Leute der Stadt zum Vergnügen heranziehe (II. S. 24). Diesen Sinn für äußerliche Cultur, da ihm größere innere Bildung bei mangelhaftem Jugendunterricht nicht zu Theil geworden ist (II. S. 23), hebt auch Hermann auf Dorotheens Bitte, die Art des Vaters zu schildern, besonders hervor; „er liebt auch den Schein, verlangt einige Zierde im Leben, wünschet äußere Zeichen der Liebe und der Verehrung und würde den schlechteren Diener vorziehen, der dies zu nützen wüßte und dem besseren wegen mangelnder Gewandtheit gram sein" (VIII. S. 76). Dabei ist er aber durchaus selbstständig, sein Selbstgefühl ist durch den Besitz, sein Ansehen und durch das Bewußtsein der vielen Mühe gehoben, und demgemäß ist seine Haltung und äußere Erscheinung würdig und ehrbar draußen und selbst daheim in seinem Schlafrock stattlich (Her-

manns Worte IV. S. 37). Behaglicher, froher Lebensgenuß, heiteres Vertrauen auf Gottes gnädige Fürsorge (I. S. 10), brave und thätige Geschäftigkeit, klare Auffassung der Dinge, thätige Theilnahme am Unglücke Anderer, beim Mangel an Sinn für tiefere Gemüthsverhältnisse und die Natur anderer Individualitäten (II. III.), Reizbarkeit, die leicht in verdrießliches und polterndes Wesen gegen die Angehörigen übergeht (cf. II. 23. III. 27. IX. 80. 88), eine gewisse Corpulenz (der Ring am rundlichen Finger IX. S. 89) charakterisiren ihn. Doch ist er von Natur so gutmüthig, daß er sich, wenn die Hitze des Räuschchens am Abend vorbei ist und er sich genug gegen Andere ausgesprochen hat, leicht wieder besänftigen und selbst für das gewinnen läßt, was er vorher so heftig verworfen hat. Die Gattin versteht es, diese beruhigende Macht über ihn zu üben (IV. z. Anf. und V. z. Ende) und weiß es zu vertreten, wenn sie gegen seinen Willen etwas gethan hat, so daß er es ruhig hingehen läßt (I. S. 4); auch setzt er der ruhigen Belehrung oder Zurechtweisung des würdigen und menschlichen Pfarrers keinen bedeutenden Widerstand entgegen (IV. S. 45). Schnell geht er von gutmüthiger Spaßhaftigkeit (IX. S. 83), weil er mißverstanden wird, zu verdrießlichem Poltern (ebend. S. 88) und dann zu herzlicher Rührung (S. 89) über.

Die Mutter

erscheint gleich im Anfange als sorgsame und thätige Hausfrau, da sie die abgetragene Leinwand und die alten Kleidungsstücke sorgfältig aufbewahrt und dann besonders im IV. Ges. bei dem Gange durch den Garten, wo sie, nach dem Sohne emsig suchend, doch noch Zeit genug hat, die Stützen der Obstbäume zurechtzustellen und im Vorbeigehen einige Raupen vom Kohle wegzunehmen, um keinen Schritt vergebens zu thun. Ihre Gedanken sind neben dem geliebten Sohne noch auf allerlei häusliche Angelegenheiten gerichtet, sie gedenkt schon jetzt des herrlichen Festes der Weinlese, freut „sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes.“ Ebenso ist sie aber auch höchst wohlthätig; schnell hat sie zur Unterstützung der armen Flüchtlinge alles Entbehrliche an alten Kleidungsstücken und Wäsche, und selbst „manches bessere

Stück von Ueberzügen und Hemden" zusammengesucht, Schinken, Brote, Flaschen Biers sorglich zusammengepackt und dem Sohne mitgegeben; der Hausvater lobt sie darüber, „denn Geben ist Sache der Reichen." Also nicht aus Theilnahmlosigkeit ist sie zu Hause geblieben, sondern weil sie daheim zu viel als Hausfrau zu besorgen und keine Zeit dazu hat, eine bloße Neugier zu befriedigen.

„Doch ist sie weiblich neugierig genug, um mit freundlicher Ungeduld, statt allgemeiner Betrachtungen, die Erzählung des Gesehenen zu verlangen." Wie klug sie den Gatten zu behandeln versteht, zeigt sich gleich im Anfange, indem sie, ohne ihn zu fragen, seinen alten großblumigen Schlafrock verschenkt, den er so ungern vermißt; denn sie weiß, er schickt sich darein, sobald es geschehen *). Selbst den heftigen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn hofft sie beizulegen und Alles wieder auszugleichen (IV. zu Ende) und trifft in der Fürbitte für den Sohn wirklich das, was den Vater bewegen mußte (V. zu Anf.). Dies Geschick verdankt sie ihrer lauteren Herzensgüte und der schlichten Einfachheit eines klaren Sinnes. Sanften und zarten Gemüths ist sie gar leicht im Mitgefühl zu Thränen zu rühren (IV. S. 34). Daß sie so tiefe Blicke in Hermanns Seele thut und sich von seinem Vorgeben nicht täuschen läßt, ist nicht ihrer tieferen Einsicht oder Erkenntniß, sondern ihrem innigen Muttergefühle, ihrem Mitleben mit dem Sohne, dem Gefühle der Einheit beider Seelen zuzuschreiben (IV. S. 35, „denn sieh, ich kenne dich besser"). Leicht gelingt es ihr, obgleich sie von ihm, der nun Mann geworden ist, das offene Geständniß vernommen: „denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande, wenn sie die ihrigen knüpft" — leicht gelingt es dennoch, ihn bald umzustimmen und wieder ins Haus zurückzunehmen. Schon vorher nimmt sie sich des Sohnes kräftig gegen die Scheltworte des Vaters an und beweist einen richtigen Blick im Urtheil über ihn, so wie überhaupt über die allein richtige Erziehung der Kinder, indem sie die Natur, das Ursprüngliche der Individualität gesichert wissen will gegen Umformungsversuche (III. S. 27).

---

*) Viehoff im Archiv I. 2 S. 9.

Diese Innigkeit zwischen ihr und dem Sohne spricht sich am klarsten aus in den Worten: — — „Er entfernte sich niemals weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge seiner liebenden Mutter“ ꝛc. Die Mutter bewegt sich ganz nur im Kreise der Familie und des Hauses; da ist sie unermüdlich thätig, sorgsam und ruhigen, klaren Blickes, und sie besitzt keine eigentliche geistige Bildung weiter, als die das Gefühl und das liebevolle Herz ihr eingiebt. Sie ist durchaus naiv, kennt ihre eigene Vortrefflichkeit nicht, wie schon das noch ganz kindliche Wesen des Mädchens (II. S. 18 ff.) beweist; ihre schöne, zart und tief fühlende Natur ist ihr Reichthum.

Hermann.

Seine Eltern gehören also dem mittleren Stande an, der noch frei von steifen conventionellen Formen, unverdorben, gesund an Leib und Gemüth, doch nicht in allzu dumpfer Beschränktheit erhalten wird. Sie haben das Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit gibt; aber da dieser Besitz mit redlichem Fleiße erworben ist, so wird er mit Verstand genossen und den Darbenden bereitwillig davon mitgetheilt. Sie sind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewissen Freiheit getrieben, den Menschen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gastwirthe in einer kleinen Stadt, was sie im Verkehr mit Menschen geübt hat, ohne sie zur Nachahmung großstädtischer Sitten und zu unnatürlicher Ueberspannung des Strebens zu verleiten; genug, sie genießen ein Glück, das der Pfarrer selbst (V. Auf.) klar hervorhebt.

Der Sohn gehört mit Leib und Seele dem Landbau an; seine Geschicklichkeit im Fahren und Lenken der Hengste hebt gleich zu Anfang der Vater freudig hervor (I. S. 4); wie er selbst, ohne die Mittelhand eines Knechts, die Hengste, die er als Fohlen gekauft und die er Niemand anvertraute (IV. S. 30), anschirrt, dann die Peitsche erfaßt und mit dem Wagen dahinrollt, ist in Homerischer Einfachheit geschildert (V. S. 46). Daher spricht es als seine Bestimmung die Mutter gegen ihn selbst aus, als er in der Verzweiflung nach

der Montur greifen und der Trompete folgen wollte (IV. S. 35):

„Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen."

„Immer thätig regt er sich in dem Hause" (sagt der Vater I. S. 12) und er selbst schildert gegen Dorothea, wie er sich der Wirthschaft als wie der seinigen annimmt, „früh den Acker und spät so besorgend den Weinberg" (VIII. S. 76). Darin gleicht er der Mutter, die ihn so gut versteht und würdigt. Weniger aber genügt er dem Vater; dieser klagt über seine große Langsamkeit und Schüchternheit nach außen, er zeige sich nicht gern unter Leuten, ja, er vermeide sogar, ganz gegen die Art der Jugend, der jungen Mädchen Gesellschaft und den fröhlichen Tanz (I. S. 12); wie ein „Knecht, aber nicht wie der Sohn eines wohlbegüterten Mannes" gebärde er sich. Auch in der Schule, fährt der scheltende Vater fort, habe es, trotz allem guten Unterricht, nie recht gehen wollen mit dem Lernen, dem Lesen und Schreiben; das komme daher, daß ihm kein Ehrgefühl im Busen lebe und er nicht höher hinauf wolle, und er fürchtet daher, da ihm auch keine Lust inwohne zu reisen in größere Städte, er werde immer zu Hause hocken und brüten hinter dem Ofen (III. S. 27). So übertrieben diese Schilderung des leidenschaftlich erregten Vaters auch sein mag, er ist zwar kräftig, von stattlicher Größe (VIII. 75., IX. 82) und geschickt in seinen Geschäften, aber doch mit einem gewissen äußeren Ungeschicke behaftet, das denn auch in der Familie des reichen Kaufmanns ihm einst eine schwere Kränkung bereitete, wie er selbst (II. S. 21 ff.) erzählt. Es ging ihm, wie allen schwereren Naturen, man fand dort, wo auf das Aeußerliche ein zu großer Werth gelegt wurde und für seine innere Gediegenheit kein Verständniß zu finden war, immer etwas an ihm zu tadeln, über die Form der Kleider, die Farbe und Beschaffenheit des Tuchs, die unfeine Haartoilette, worin er gegen die geputzten feinen Handelsbübchen gar sehr abstach. Kleidete er sich nun wirklich zierlicher, so hatten sie ihn doch immer zum Besten,

und unvermögend, sich dagegen zu wehren, aber im Gefühle inneren Werthes und eines redlichen Willens, fühlte er sich dann tief verletzt. „Sein Mangel an Kenntnissen aber in Dingen feinerer Bildung, wie der Musik, zieht ihm verächtlich herabsetzendes Begegnen und Gelächter zu,“ — da ist seine Geduld auf die höchste Probe gestellt, beschämt und verdrießlich eilt er wieder nach Hause und schwört, nie wieder mit so zierlichen, eiteln und lieblosen Leuten zu verkehren. Diesen Vorfall kann er nie wieder vergessen, seine gesteigerte Schüchternheit aber und Zurückgezogenheit ist damit hinlänglich erklärt. Einsam lebt er fortan für sich hin, zufrieden mit dem Beifalle der liebevollen Mutter, die ganz nur in ihm lebt, und ohne deren Mitwissen er in kindlichster Ergebenheit nichts vornimmt (er entfernte sich nie weit, ohne es ihr erst zu sagen, IV. S. 31), still und ohne Widerspruch das Schelten des Vaters hinnehmend, wenn derselbe aus dem Rathe verdrießlich zurückkehrte und seine böse Laune dem Sohne entgelten ließ (IV. S. 37).

Er verhält sich den Eltern gegenüber durchaus gehorsam und im höchsten Grade bescheiden und widerspricht, selbst wo er im Innersten beleidigt ist, mit keiner Silbe (II. Ende). Er spricht diese kindliche, ehrfurchtsvolle Gesinnung gegen dieselben in rührender Weise selbst aus (IV. S. 37), wo er, höchst bewegt, einmal seinem Inneren über die unverdienten Vorwürfe des Vaters Luft macht. Seine Pietät ist nämlich nicht aus Schwäche und Mattigkeit, sondern aus kräftiger, voller Empfindung des Herzens entsprungen; denn gegen die Gespielen, welche etwa den ehrbar aus der Kirche einherschreitenden Vater verspotteten, entlud sich sein grimmiger Zorn durch die fürchterlich geballte Faust, und blind, wie ein Rasender, schlug er dann unter sie. Schon der Knabe hatte ein kräftiges, tief fühlendes Gemüth, das mit der Pietät und der großen Selbstbeherrschung oder vielmehr Ergebenheit, mit der Ehrfurcht die Wurzeln aller Sittlichkeit und tüchtigen Gesinnung in sich trug. Die äußere Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit, die sich im rasenden Dreinschlagen äußert, verdeckt nur den großen inneren Schatz, den er selbst nicht kennt; „er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für

ihren Reichthum wissen und denen die Berührung entgegen kommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt" (A. W. Schlegel). Der Vater übersah diesen inneren unentwickelten Reichthum, die „schönste Anlage zu allem Besten und Höchsten, die aber mehr stark angedeutet, als schon hinlänglich ausgebildet ist" (wie Humboldt sagt), über dem äußeren Ungeschick ganz und gar, und er wird ungerecht, wenn er ihm das Streben, das Ehrgefühl, die Fähigkeit, auch geistig etwas zu leisten, abspricht. Besser weiß dies die Mutter, die ihn ruhig gewähren läßt, alles Schelten als Hemmung für seinen Muth ansieht und dessen gewiß ist, daß er der ererbten Güter werth, ein trefflicher Wirth, ein Muster Bürgern und Bauern und im Rathe gewiß nicht der Letzte sein werde (III. S. 27). Die Mutter behandelte ihn richtig, der Einfluß ihres thätig braven, gütigen, liebevollen Herzens, ihrer zartesten Feinheit auf den Sohn ist unverkennbar. Durch sein tieferes und zarteres Gefühl und seine gediegene Beharrlichkeit unterscheidet er sich vortheilhaft von dem Vater, der doch mehr eine gewöhnliche, leichtere, äußerliche Natur ist. Wie die Mutter von dem unmittelbaren Gefühle der Liebe aus ihn richtig beurtheilt, so thut dies der durch reiche Erfahrung und Wissenschaft gebildete Pfarrer; dieser schreibt ihm einen immer gleichen, ruhigen Sinn und geraden Verstand zu, dessen Gedanke allein das Nützliche sei und segnet sein ruhig Bemühen.

„Rein ist Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er streckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach diesem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; so hielt er es fest auch."

Ein solches Gemüth wird allein durch wahre Neigung zu einem Mädchen, das ihm gemäß ist, kräftig gefördert und ausgebildet. Frei muß es wählen, selbst dem Wunsche der so verehrten Eltern kann es hierin nicht folgen; da muß erst die rechte Stunde die rechte bringen. Und gegen alle Berechnungen des Verstandes kommt dies unvermuthet plötzlich. Nach dem Zusammentreffen mit jener kräftigen, verständigen und hülfreichen Jungfrau tritt er zu Hause, wie der seelenkundige Pfarrer sogleich bemerkt, als „ein veränderter Mensch"

ein; das sonst in sich zurückgedrängte Herz ist aufgeschlossen, er ist so munteren, lebhaften, heiteren Blicks, wie noch niemals; der Pfarrer deutet dies freilich anders und erst nachdem Hermann ruhig jenes Zusammentreffen erzählt und das Mädchen nach den Zügen geschildert hat, die ihm am meisten aufgefallen und genehm sind, wissen wir es besser, was ihn so umwandelte. Der sonst schweigsame Jüngling ist gesprächig geworden, und die Entschiedenheit, womit er der Aeußerung des Apothekers entgegen tritt, rücksichtlich des Heiratens in Kriegszeiten, wird auch vom Vater mit staunendem und wohlgefälligem Lächeln bemerkt. Eine sittlich-tüchtige Gesinnung spricht sich darin aus, die gerade in Zeiten der Noth und allgemeinen Erschütterung eine Gattin zu wählen, sich geneigt fühlt, um nicht sich allein nur zu leben, sondern Leiden und Freuden zu theilen, also dem Allgemeinen inniger und mit ganzer Thatkraft anzugehören, sich und Andere durch solche Verbindung zu fördern. Darin ist eine tiefe Erregung seines Inneren angedeutet. Das Eingedrungene wird durch den Streit mit dem Vater wegen des Heiratens noch mehr zum Bewußtsein gebracht. Hören wir W. v. Humboldt hierüber: „Die Schönheit des Moments, wo in der beginnenden Reife des Jünglingsalters ein Gegenstand sich plötzlich der Seele bemeistert, weil in einem Augenblick eine Leidenschaft angefacht wird, die für das ganze übrige Leben fortdauern soll, wird vor Augen geführt. Die Veränderung, die er in seinem Wesen erfährt, erinnert an die wohlthätige Kraft, mit der Homers Götter und Göttinnen ihren Lieblingshelden höhere Schönheit und übermenschliche Größe verliehen, und vertritt die Stelle des Wunderbaren; dafür werden wir um so tiefer in unser Inneres zurückgeführt. Gerade die Gefühle, die uns am mächtigsten beherrschen, schießen wie Blitze aus unbekannten Tiefen unseres Ichs hervor, durchströmen unser ganzes Wesen so lebendig, und heben es so ganz aus den gewohnten Kreisen unsers Daseins heraus, daß wir durchaus als veränderte Menschen erscheinen“.

Hermann hat Gehöfte, Garten, Weinberg und Feld verlassen und sitzt unter dem weithin sichtbaren Birnbaum. „Welchem Leser werden hier nicht Augenblicke seines Lebens ein-

fallen, wo er sich in ähnlichen Stimmungen, in ähnlichen Lagen befand; wer wird sich nicht erinnern, wie alsdann ein Gebirge, das sich am äußersten Horizont hinzieht, den Blick einladet, von Gipfel zu Gipfel zu schweifen, wie das bewegte Herz eine unwiderstehliche Sehnsucht befällt, auch jenseits hinüber zu schauen, auch jenseits und drüben zu sein, als wäre eine andere und bessere Welt durch diese Mauer von uns geschieden!" — Da trifft ihn die Mutter, überrascht und betroffen trocknet er eilig die Thränen ab. Die Mutter dringt in ihn, die Ursache dieser ungewohnten Bewegtheit zu gestehen. Seine Antwort zeigt „ihn uns auf einmal aus allen gewohnten Gleisen seines Lebens herausgeworfen; das Erste, nach welchem er faßt, als er den engen Kreis seines bisherigen Lebens verläßt, ist auch das Höchste: das Schicksal seines Vaterlandes, seiner Nation, der Welt; es ist ihm zuwider, noch ferner unthätig zu sein, er will wirken; er fühlt, daß es vergeblich sein wird, aber sein Leben soll auch vergebens dahin gehn. — Eine natürliche Wirkung der heftigen Leidenschaft. Sobald das bisherige Leben einmal unschmackhaft geworden ist, kann eine kräftige Natur nichts anders, als das gerade Gegentheil wollen; sie darf nicht einmal ihrer Thätigkeit einen anderen, als einen unglücklichen Erfolg wünschen. Sich vergeblich aufzureiben, ist das Streben aller Verzweiflung. Er will, wozu er nicht paßt, als Krieger für's Vaterland streiten und fallen." — Die Mutter erkennt sogleich die Sprache der Verzweiflung und hält ihm seinen Beruf, seine Bestimmung vor. Hermann zögert noch ein wenig, dann gesteht er seine Verstellung, daß nicht Vaterlandsliebe ihn zu jenem Entschlusse treibe; und nochmals auf das Heftigste bewegt, laut weinend, macht er erweicht einen Umweg, seine Verehrung gegen den Vater, die Anhänglichkeit an die Eltern schildernd, wie aber alle schönen Besitzungen ihm schon lange keine Freude mehr gemacht hätten, weil er sich einsam fühle, Alles so öde vor ihm liege, denn er entbehre der Gattin. Und nun erfährt die Mutter leicht, auf wen seine Wahl gefallen sei; Hermann bejaht es und versichert lebhaft, Alles werde ihm zuwider sein, Haus und Garten, und selbst die Liebe der Mutter könne ihn nicht trösten, wenn er das einzig geliebte Mädchen davon ziehen sähe.

„Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Hause zu führen begehre."

So hat der Anblick des Mädchens die höchsten Gefühle, die umfassendsten Gedanken in ihm erweckt; der bis dahin hinter den Eltern zurücktretende und in ihrem Willen aufgehende Jüngling ist auf einmal selbstständig geworden, er ist aufs Festeste entschlossen und Nichts kann ihn mehr zurückbringen.

Diese Klarheit und Sicherheit spricht sich auch dem Vater gegenüber deutlich aus in den Worten:

„— — Die gebt mir Vater! mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter."

Da erkennt auch der Pfarrer, daß der entscheidende Augenblick des Lebens für ihn gekommen sei; „werde ihm dieses versagt, so gehen ihm die schönsten Jahre dahin in traurigem Leben." Vom Seelenadel des Mädchens ist er so sehr überzeugt, daß ihn kein Mißtrauen, keine Besorgniß darüber befällt, ob sie seiner Liebe auch werth sein möchte; er weiß es gewiß, daß sie, die Edle, Hohe, nur vom Strudel der Zeitbewegung ergriffen ist, wie so viele Mächtige, Fürsten und selbst Könige verbannt leben; er hält sich ganz besonders daran, daß sie ihr Unglück vergessend und selbst hülflos Anderen noch beistehe und hülfreich sei (vgl. VII. S. 67 die Anrede beim Brunnen). Er wünscht allerdings zur Beruhigung seiner Eltern, daß die beiden Freunde ausgehen und sich nach ihr erkundigen; für ihn selbst ist es nicht nöthig, ihm werden sie nichts Neues sagen. Bei diesem leidenschaftlichen Ergriffensein, „wo sein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus hartem Felsen hervorbricht," — welche männliche Selbstbeherrschung, welcher bescheidene Edelmuth! Dies beweist sein Benehmen im zweiten Zusammentreffen und dem gemeinschaftlichen Gange mit Dorothea nach dem elterlichen Hause. Die Besorgniß hat den innig Verlangenden ergriffen, das Mädchen möchte schon versagt sein und ihm nur Beschämung, wenn er zurückgewiesen wieder fortgehen müsse, zu Theil werden. Selbst die Glückwünsche der befriedigten Freunde, die er kaum hört, vermögen ihn nicht leichter zu stimmen; aber sprechen will

er wenigstens mit ihr und sein Loos, ob ewiges Glück oder Unglück ihm zufallen werde, erfahren.

Wie sehr seine Gefühle sich unterdessen gesteigert haben, liegt in den Worten:

„Soll ich sie auch zum letzten Male sehen, so will ich noch
Einmal diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen;
Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehen, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret,
Will den Mund noch sehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret."

Träumerisch versunken in die lebhafte Erinnerung an das liebliche Bild der Jungfrau schreckt er auf, als er sie wirklich daher kommen sieht. Die größte Zartheit malt sich in den Fragen, in dem gemeinschaftlichen Hinabsteigen zur Quelle, dem Zusammensitzen auf dem Mäuerchen, dem freundlichen, zärtlichen Zunicken im Spiegel des klaren Wassers, den verlegenen, schüchternen Antworten auf Dorothea's Frage, weshalb er so spät noch ohne Wagen hierher gekommen sei. Er ist zu feierlich gestimmt und zu tief bewegt, des Mädchens Auge blickt nur Verstand, nicht Liebe, darum wagt er nicht gleich, um Liebe zu werben, und ergreift, da Dorothea so leicht und willig ihm selbst damit entgegenkommt, den gebotenen Ausweg, sie als Magd zu miethen; hat er sie nur erst im Hause, dann mag sich's entscheiden. Der Ring am Finger des Mädchens verstärkt seine Besorgniß. Die schönen Worte derselben über die Bestimmung des Weibes, immer zu dienen und unermüdlich zu sorgen, der Anblick der rührenden Abschiedsscene von der Familie, welcher sich Dorothea aus reiner Menschenliebe dienend angeschlossen hatte, das Lob des würdigen Richters konnte seine Hochachtung nur steigern und das bestätigen, was er von ihr gedacht und erwartet hatte (VII.). Die Bangigkeit der Erwartung, die Fülle des Herzens senkt eine gewisse Schwere in sein Gemüth; der Wechsel der Lichter am Himmel, das Herannahen eines Gewitters auf die Hitze des Tages vermehren auch die Schwüle im Herzen; immer ist er auf dem Sprunge, seine Neigung zu gestehen, aber besorgt, zu viel verrathen zu haben, nimmt er verbessernd es wieder zurück.

„Laß dein Herz dir es sagen, und folg' ihm frei nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen,
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen."

Und weiterhin:

„Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dies Fenster ist dort meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hause."

Die erste Liebe in ihrer jungfräulichen Schüchternheit, „die aber aus den innersten Tiefen hervorblickt, wie das silberne Licht des Mondes, wenn er sich hinter Wolken verbirgt. *)" Immer schwüler wird's draußen und innen, als Beide die Stufen zum Weinberg hinsteigen und im Dunkel — das Mädchen des Weges unkundig, ausgleitet, und ihm an die Brust sinkt — da steht er sittlich gehalten fest wie ein Marmorbild, sich männlich beherrschend, wagt keinen Schritt vorwärts zu thun und folgt keiner Eingebung der erregten Empfindung. Dies ist der edelste Zug seiner Besonnenheit und Sittsamkeit (VIII.).

Wie zeigt er sich nun daheim, bei der Entwirrung des Knotens? Man merkt an der Hast, womit er Dorotheen bei der Mutter einführt, was er im Inneren fühlt; hastig zieht er den Pfarrer bei Seite; er bebt an allen Gliedern, als leider schon der Vater durch seine Scherze das Mädchen tief verletzt hat. Da verstellt sich noch obenein der Pfarrer und hält die Verwirrung noch länger hin, Hermann kann sich kaum mehr halten, als er zu seiner Freude das Geständniß tiefer Neigung von dem Mädchen vernimmt und nun auf einmal die schwere Decke ihm vom Herzen weggenommen wird. Frei und froh wagt er nun selbst zu werben und selig liegt er in den Armen der Braut. Aber noch eins ist zurück, was bedeutet der Ring am Finger? Der Pfarrer thut diese Frage an seiner Statt und indem sie die letzten Worte des frühern Bräutigams, jenes edeln Freiheitshelden, mittheilt, welche den hohen Schwung ihres Herzens enthüllen, bekommt Hermann Gelegenheit, seiner erhöheten Stimmung und den in ihm er-

*) Kurnik, Göthe's Frauen I. S. 83.

weckten Gedanken Worte zu verleihen. In diesen liegt sein ganzes Wesen, seine reizbare Empfänglichkeit für so hohe Ideen, aber auch seine feste Ueberzeugung, Alles, was er jetzt gewonnen hat durch sein inniges Verhältniß zu jenem außerordentlichen Mädchen, seine ganze Zukunft zu Tage. Er ist ein wackerer, gemüthlicher Deutscher, der festhält an dem sittlichen und gesetzlichen Boden, gegenüber der Unruhe und Beweglichkeit des Nachbarvolks, und der nun, da seine Häuslichkeit gesichert ist, keine Furcht mehr hat vor irgend einem Feinde, vor irgend welcher Erschütterung der Verhältnisse. Er ist nun als Mann und Charakter vollendet.

Gehen wir nun gleich zum Bilde des außerordentlichen Mädchens über, welches so Großes in Hermann gewirkt hat.

Dorothea.

Sie gehört ebenfalls wohlhabenden Eltern aus dem Ackerbauerstande an, wie VI. S. 56 angedeutet wird, wo von einem großen Gehöft die Rede ist; auch wird (S. 60) der alte Verwandte, den sie bis zum Tode pflegte, ein wohlhabender Besitzer genannt; VIII. S. 76 läßt auf eine gute, sogar feinere Erziehung schließen, wenigstens waren ihr schon im Kindesalter, in Folge des Einflusses der zierlichen Nachbarn, feinere Sitten beigebracht worden. Die Kleidung ist einfach und schlicht, aber zierlich, ihre Gestalt schlank, groß, von kräftigen, aber doch anmuthigen Formen, wie die Schilderung V. S. 47. V. S. 58 zeigt. „Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar"; der Pfarrer ruft, als er sie erblickt hat, entzückt aus:

„So ein vollkommner Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter."

Kräftig, besonnen und gewandt erschien sie gleich dem Hermann, als er sie erblickte beim Lenken des Wagens auf dem Zuge (II. S. 14 f.). Sie beschützt die kranke Wöchnerin und bittet anmuthig für sie um Kleider; hieraus und aus den Worten des Dankes geht hervor, in wie guten Verhältnissen sie früher gelebt hat. Doch zeigt sie sich dabei frei, leicht, heiter, keineswegs gedrückten Herzens; sie besitzt ein schönes Vertrauen auf Menschengüte und eine tröstliche Le-

bensansicht, wonach sie selbst eine gute Seite des Unglücks hervorhebt.

„— Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut, wie stark;" — —

sagt der befragte Richter (VI. 60), und nennt sie brav, die der Wirthschaft sich wie eine Schwester oder Tochter annehmen werde (VII. S. 74). Hermann schildert ihr selbst (VII. S. 69) den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte:

„Nun, als ich heut' am Wagen dich sah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen ꝛc.",

und sie selbst, dies anerkennend, hebt die Kraft und Geschäftigkeit hervor:

„Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüthe."

Hülfreich, („ihr eigenes Unglück vergessend, steht sie Andern bei, ist ohne Hülfe noch hülfreich"), im Gegensatz zu den Anderen, auf der Flucht selbstisch nur an sich Denkenden (I. S. 9 und V. S. 49), tritt sie gleich in der ersten Schilderung auf, pflegt die kranke Wöchnerin, sitzt dann in dem Dorfe im Garten, aus den geschenkten Kleidern für den Säugling Hüllen zu schaffen (VI. S. 57), ist den Kindern jener Familie eine zweite Mutter (VI. S. 74). So wie sie sich hier dienend, „aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft" (VII. S. 72 ff.) angeschlossen hat, so hat sie früher (VI. S. 60) den alten Verwandten bis zum Tode, welchen „der Jammer über die Noth des Städtchens und seiner Besitzungen Gefahr herbeiführte," treu gepflegt; denn sie kennt nur Eine Bestimmung des Weibes, immer zu dienen den Anderen und unverdrossen die Hände zu regen („denn überall dienet das Mädchen, und ihr wäre zur Last, bedient im Hause zu ruhen"); dies spricht sie schön aus gegen Hermann selbst, auf dessen Antrag, als Magd im Hause zu dienen, sie so bereitwillig einging (VII. S. 71).

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung; ꝛc.
Daß sie sich ganz vergißt, und leben mag nur in andern!"

So ist Kraft mit ordnendem Verstande und liebevoller Gesinnung vereint in dieser reinen Seele. Das Alles hat

ihr Hermann gleich angesehen; ihre Sicherheit und Besonnenheit hat ihm hohe Achtung eingeflößt, denn er rückt sie in die Nähe der Mächtigen, der Edeln und Fürsten, die damals vertrieben umherirrten (V. S. 45). Durch großen Verlust und durch Unglück gewinnt eine edle Seele an Selbstständigkeit und Würde, und diese ist ihr bei aller Schlichtheit, Leichtigkeit und Anmuth in der Bewegung eigenthümlich. Ein wahrhaft heroischer Zug, den der Richter von ihr erzählt aus der Zeit der Gräuel des Kriegs, stellt sie uns auch als muthvolle Jungfrau hin, die ihre Unschuld mit männlichen Streichen „gegen die wilde Begier" der Soldaten zu vertheidigen wußte. Sie war auf dem großen Gehöft mit den Mädchen allein zurückgeblieben, denn die Männer waren hinaus gegen den Feind gezogen; da überfiel die Wehrlosen ein Trupp von Marodeurs, stürzte ins Zimmer herein in wilder Begier los auf die schöne Jungfrau und die lieblichen jüngern Mädchen. Da entreißt sie dem Einen sogleich von der Seite den Säbel, haut ihn gewaltig nieder und blutend stürzt er zu ihren Füßen, befreit dann die Mädchen tapfer drein schlagend, trifft noch einen von den Räubern, die aber entfliehen, und verschließt dann den Hof, bewaffnet auf Hülfe harrend (VI. 56). Innerlich aber hat sie ihre Kraft bewährt durch die stille Geduld, mit der sie den Tod ihres Bräutigams ertragen hat. Die hohe, weltüberwindende und nur auf Ideen gerichtete Gesinnung dieses feurigen Jünglings wirft auch auf sie einen höhern Glanz, die von einem so Hochherzigen geliebt wurde. Eine gewisse schwärmerische Größe gesellt sich zu ihrer Anmuth und Leichtigkeit, der Verlust des Bräutigams leiht ihr den Ausdruck zarter Reizbarkeit und Wehmuth. Eltern werden nicht erwähnt, wir müssen sie uns also als früh verwaist denken; durch Dienen hat sie sich das Wohlwollen der Verwandten und ihren Unterhalt erringen müssen. Dadurch fällt zugleich das rechte Licht auf das zweite Begegnen mit Hermann und das Benehmen im Hause seiner Eltern.

Sie ist das wahre Weib aus dem Volke, das sich in einem kleinen Kreise ohne Leidenschaft aus der einfachsten Verschlingung der Verhältnisse entfaltet hat. In ihrer natürlichen Einfachheit weiß sie nichts von dem Ueberschwenglichen des

Gefühls, nichts von dem Schwunge einer glühenden Phantasie, ist aber zart und herzlich bei dem ihr eigenen Verstande und ihrer Besonnenheit. Daß Hermann auf sie einen guten Eindruck gemacht hat, sagen die Worte:

„ — so ist schon der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so Vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist, wie die Gaben erfreulich." —

Und später:

„Laß uns, fuhr sie nun fort, zurücke kehren! die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwätzen."

Offenbare Zeichen der Zuneigung bei einem so wenig empfindsamen Mädchen. Sie bewegt sich auf der Grenze zwischen schlichter Natur und höherer zarter Bildung. Natürlich zart ist, wie sie mit Hermann, vertraulich auf den Krug gelehnt, auf dem Mäuerchen am Brunnen sitzt.

„ — — Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden." (VII. S. 68.)

Gegen den vor Schüchternheit stotternden Jüngling erscheint sie gefaßt, sicher, leicht entschlossen in der Erwiederung auf seinen Antrag. Die vielerfahrene, hülflose, in der traurigen Zeit auf der Wanderung dem schwankenden Rufe blos gestellte Jungfrau ist zum Dienen in einem Hause, dem ein so guter und verständiger Sohn angehört, gleich bereit, die Zuneigung kommt als tieferer Beweggrund dazu. Diese Neigung aber ist unter dem Gewande der Leichtigkeit, Gewandtheit und des verständigen Benehmens verhüllt. Und konnte sie denn auch in ihrer Armuth wagen, so kühn zu hoffen? Ihr selbst kaum bewußt, liegt der Keim im tiefsten Herzen verborgen, der erst im Verlauf des Gesprächs und Benehmens von Hermann wächst. Hermann hat das Bekenntniß ihres Berufs vernommen, sieht ihre pflegende Sorgfalt im Kreise der Pachtersfamilie, vernimmt die Worte ihres Dankes, die kindliche herzliche Zartheit gegen die weinende Frau, vernimmt ihres „Segens Gelispel," die schwesterliche Begegnung der übrigen Weiber, das Weinen der über ihr Weggehen kaum zu beschwichtigenden Kinder. Ueberall Zeichen des zartesten

Familiensinnes. Beim Schreiten durch die hohen Kornfelder dieselbe erquickliche Innerlichkeit in ihrem Gespräch. Aecht gemüthlich ist das Verlangen, im Voraus zu wissen, wie sie den Eltern und auch dem Sohne begegnen müsse, um ihre Zufriedenheit zu gewinnen. Beiden hofft sie ganz genügen zu können durch herzliche Ergebenheit und gefälliges Begegnen. Auf die dritte Frage, nachdem sie sich ein wenig unter dem Birnbaum niedergesetzt haben, ergreift Hermann ihre Hand und verräth sich ihr gewiß hinlänglich in den Worten:

„Laß dein Herz dir es sagen und folg' ihm frei nur in allem!"

Beide sitzen eine Weile still und schweigend neben einander. Dann bricht sie gewandt und leicht die Stille durch die Erinnerung an den süßen Schein des Mondes, den herrlichen Begleiter ihrer zarten Gefühle. Wieder verräth sich ihr gewiß deutlich genug Hermann in der Antwort auf die Frage nach den Fenstern jenes Zimmers, das am beleuchteten elterlichen Hause sichtbar wird:

„Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hause." —

Die Gefühle steigern sich, als sie, im Dunkel ausgleitend, dem Jüngling in die Arme fällt, und diese zu verbergen, greift sie mit Leichtigkeit zum Scherze über das Knacken des Fußes.

Zur Erläuterung dieses leichten, lieblichen und heitern Wesens dem tief bewegten und ernsten Jünglinge gegenüber, dienen die treffenden Worte W. v. Humboldts: „Welche treffende Schilderung der schönen Leichtigkeit des weiblichen Charakters, mit welcher die Weiber, durch ihr ganzes Wesen idealischer und künstlerischer gestimmt, die Liebe nur wie ein anmuthiges Spiel behandeln, und an dies Spiel dennoch reiner und wahrer ihr ganzes Dasein hingeben, als der schwerfälligere Mann an den feierlichen Ernst seiner Gefühle."

Edle Ruhe, ein festes Gleichgewicht des Innern, antike Selbstgenügsamkeit ist überall als ein Hauptzug in Dorotheen hervorgetreten. Mit stillem Gemüthe „hat sie des Bräutigams Tod getragen, ohne leidenschaftlichen Kampf, mit klarer Besonnenheit und tiefer Gemüthskraft hat sie den ruhigen Entschluß gefaßt, dem Antrage Hermanns zu folgen und ihre Gemeinde zu verlassen; während die Frau und Kinder beim Abschiednehmen weinen, behauptet sie selbst auch bei den herz-

lichsten Abschiedsworten, die sie spricht, durchaus ihre Fassung"*). Ebenso zeigt auch das weitere Gespräch mit Hermann bei aller Zartheit und Tiefe der Empfindung doch kaum den leisen Anflug von schwächlicher Empfindsamkeit: wir bewundern in ihr die stille Größe antiker Frauen-Charaktere. Dagegen sehen wir sie im Hause von Hermanns Eltern auf einmal im Innersten aufgeregt, als der Vater die scherzenden Worte gesprochen hat.

„Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen; doch hielt sie sich noch und nahm sich zusammen."

Nach des Pfarrers versuchenden Worten:

„Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und sie sagte sogleich mit heiß vergossenen Thränen:" rc.

Endlich die Worte: „Doch der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise Berührung" (IX. S. 85) zeugen von einer außerordentlichen Reizbarkeit, wie sie nur irgend dem zarten weiblichen Geschlechte eigenthümlich sind. Die im tiefsten Herzen ruhende Neigung zu dem Jünglinge bricht hier mit aller Macht hervor, ihrer körperlichen und moralischen Kraft entspricht auch ein kräftiges Gefühl der Liebe. Die viel erfahrene und geprüfte Jungfrau ist entschlossen, trotz des heulenden Sturmes und unter dem Grollen des Donners wieder hinauszugehen, um nicht am Ende mit der verschlossenen Empfindung des Herzens in Kurzem es mit ansehen zu müssen, daß der Geliebte eine Andere als Braut ins Haus führt. Aber bald kehrt, da Alles nach Wunsche sich gelöst hat, die frühere milde Ruhe zurück; in lieblicher Anmuth neigt sie sich vor dem noch nicht ganz beruhigten Vater, küßt ihm die zurückgezogene Hand und erobert schnell seine Gunst mit herzlichen Worten. Als sie endlich veranlaßt wird, sich über den Ring am Finger zu erklären, und die Abschiedsworte ihres frühern Bräutigams wiederholt, von deren Wahrheit sie tief durchdrungen ist, erstaunen wir mit den Anwesenden über die Hoheit der Gesinnung und die Empfänglichkeit für idealische Lebensauffassung.

Neben ihr strahlt in höherem Glanze auch Hermanns

*) Viehoff, Archiv I. 4. S. 92.

Bild, durch den Ausdruck vaterländischer Gesinnung verklärt. Und so ist in der Verbindung Beider „der männliche Muth gepaart mit jener sanften, aber nicht minder hohen Gesinnung, welche jedes Glück dankbar ergreift, aber Keinem vertraut und andere und bessere Güter kennt, als deren Besitz trüglich und deren Dasein vergänglich ist."

Außer dem früheren Bräutigam, der als ein Opfer des Kampfes für die edelsten Ideen der Freiheit in Paris selbst gefallen war, und nun wie ein Stern des Jenseits hereinleuchtet in das Gemälde mit seinem durch und durch idealischen Gemüthe, dessen Gedanken und Worte auch die der Dorothea geworden sind und ihr einen Nimbus göttlicher Hoheit verleihen, treffen wir auf dieser Seite auch einen noch kräftig mithandelnden Charakter an, dessen Grundzüge wir gleich hier angeben wollen.

Der Richter

ist der ordnende Verstand der flüchtigen, wirr und hastig durch einander sich bewegenden Masse, der weise, würdige Volksführer; ein Wort von ihm, eine ernste Zurechtweisung reicht hin, Ruhe und Eintracht in der hadernden Schaar wieder herzustellen (V. S. 49). Mit seinem väterlichen Ernste, mit reicher Erfahrung ausgestattet, von der Klarheit eines Weisen umstrahlt, steht er vor uns wie ein Moses oder Josua, welche einst das Volk Gottes auf seiner Irrfahrt durch die Wüste führten. Hat doch das Zeitalter eine neue Wüste mitten im bevölkerten Europa geschaffen! Prophetisch läßt er, die verhängnißvolle Gegenwart mit fernen Jahrhunderten einer großen Vergangenheit vergleichend, ahnungsvolle Blicke selbst in die Zukunft werfen. Wo etwas fehlt, ist er immer hülfreich da; so ist es rührend, wie er in die Familie der Wöchnerin zu gleicher Zeit mit Dorothea und Hermann eintritt, an jeder Hand ein Kind führend, um die verlornen und nun wieder gefundenen der Mutter zuzuführen. Gemüth und Verstand spricht sich in seiner Erzählung der erlebten Gräuel, wie der großen Thaten aus, väterlich sorgt er für seine Leute, mit welcher Theilnahme empfiehlt er die Dorothea dem Hermann! Dafür empfängt er von ihr den herzlichsten Dank, da er ihr wie ein zweiter Vater beigestanden hat.

Hieran mögen sich nun die beiden Freunde der Eltern Hermanns schließen.

Der Pfarrer

wird von dem Dichter selbst gleich bei seinem ersten Auftritt treffend charakterisirt.

„— — — — Der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Bestimmung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften."

Frische und Beweglichkeit ist mit Besonnenheit und Würde, feinere, durch Studium und Lebenserfahrung erworbene Bildung mit der Einfachheit eines praktischen, auf Erkenntniß und Erziehung des moralischen Sinnes im Menschen, Cultur auf die gesundeste Weise mit Natur gepaart. Ein ächter Vertreter schöner Humanität, der durch seine intellectuelle Ueberlegenheit geeignet ist, Zweifel zu lösen, Streitigkeiten zu schlichten, mit psychologischem Tiefblicke das Unklare aufzuklären, Verwirrungen zu entwirren und hierdurch, wie durch seine warme Theilnahme an Allem Vertrauen einzuflößen. Im ersten Gespräch nimmt er die unschädlichen Triebe, welche die gute Mutter Natur dem Menschen gab, in Schutz gegen den Tadel einseitiger verdrießlicher Reflexion und zeigt, wie aus der Neugier das Gute entspringe. Dieselbe ruhige, unbefangene Betrachtungsweise liegt in dem Gespräche mit dem Richter zu Tage, wo er auf das Gute hinweist, was selbst aus Krieg und Aufruhr hervorgeht (VI. S. 55). Sein psychologischer Blick entdeckt in Hermann sogleich die ganze Veränderung, die mit seinem Inneren vorgegangen ist (II. z. Anf.), in der richtigen Beurtheilung desselben überhaupt stimmt er mit der Mutter überein, indem er mit klarem Ueberblick und mit Bewußtsein dasselbe hat, was diese aus unmittelbarem mütterlichen Gefühle besitzt. Als der Vater polternd und scheltend den Sohn ganz verkennt und seine schrankenlose Verbesserungs- und Umformungssucht ausspricht, nimmt er wieder die Natur des Einzelnen als seine göttliche Bestimmung und Anlage in Schutz und weist, indem er einen Ueberblick des

ganzen Menschenlebens giebt, die Nothwendigkeit jedes Standes und jeder Richtung nach: denn „jeder Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig," preist aber besonders das Glück eines ruhigen, besonnenen Ackerbürgers, wie Hermann es ist, und nimmt dessen „ruhig Bemühen" in Schutz. (Auch dies ist wieder ganz im Einklange mit den Worten der Mutter (III. S. 27):

„Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich".) Er ist ein solcher Verehrer der unverfälschten Natur, daß er den Vater (V. z. Anf.) bewegen will, die Wahl seines Sohnes ohne weitere Prüfung anzunehmen. Weil er Hermanns Natur von Kind auf kennt und weiß, daß derselbe nur das ihm Gemäße ergreift, aber auch das Begehrte um so mehr festhält, so dringt er auf augenblickliche Einwilligung. — Er ist ein „Weltbürger," worauf der fünfte Gesang durch seine Ueberschrift hinweist; denn klar liegen die Weltverhältnisse vor seinem Blicke. Mutter und Sohn vertrauen ihm daher unbedingt, und der Vater läßt sich durch ihn allein eines Besseren belehren; als der Apotheker zur Vorsicht räth und sich als Kundschafter anbietet, bittet Hermann den Pfarrer, er möchte mitgehen. Seinem Charakter gemäß benimmt er sich auch draußen bei der Gemeinde der Ausgewanderten. Während der Apotheker beweglich und gefällig herumspäht, immer spürend und scharf abwägend für den ganz bestimmten Zweck, ziehen den Pfarrer vor allen Dingen die allgemein menschlichen Verhältnisse an. Im Gespräche mit dem Richter hebt er sogleich den Gegensatz eines alltäglichen, ruhig und geordnet verlaufenden Lebens mit der Unruhe und Verwirrung hervor und bewundert den siegreichen Verstand und die Würde des Weisen; sodann beweist er seinen Weltüberblick und sein denkendes Auffassen in der Vergleichung der Gegenwart mit den denkwürdigsten Ereignissen einer fernen Vergangenheit, er sieht in dem Richter gleich einen Moses oder Josua. Die Schicksale der Auswanderer überhaupt interessiren ihn und er überläßt gern dem Freunde das Geschäft des Umherspähens, um sich unterdessen weiter mit dem Richter zu unterreden. Wie schon oben bemerkt wurde,

weiß er den noch über die Täuschungen und Greuel der jüngsten Vergangenheit erzürnten Mann auf das Gute und Erhebende daran hinzulenken und so zu einer vollständigen und gerechten Auffassung der menschlichen Schicksale zu bringen. Durch Anarchie hindurch geht der Weg zu einer höheren Ordnung, durch Zerstörung zu einer neuen besseren Schöpfung; so wird das Unglück der Lehrer und Beglücker der Menschheit. Als er dann das aufgefundene Mädchen sieht, ist er der warme Verehrer ihres anmuthigen Wesens und schließt voll edeln Vertrauens von der Erscheinung auch auf eine reine Seele (VI. S. 58). Im Gegensatze zu dieser idealen Auffassung und Behandlung der Verhältnisse, die ein kritisches Untersuchen bis ins Einzelnste sich gern erläßt, ist der Apotheker noch immer mißtrauisch. Salbungsvoll ist dann die kurze Rede zum Abschiede von dem Richter und von thätiger Liebe zeugt sein reichliches Geschenk an die Armen (ebend. S. 60). Wärme des Gefühls und rege Theilnahme an Leid und Freude Anderer ist unverkennbar; aber durch Studium und Amt ist er zu einer so ruhigen unbefangenen Betrachtungsweise, ohne ängstliche Einseitigkeit oder empfindliche selbstische Reizbarkeit gelangt, daß er, immer gefaßt und sich selbst vollkommen besitzend, die Dinge und ihre Eindrücke vollkommen beherrscht, sie nicht unmittelbar auf sich eindringen läßt.

Durch Besonnenheit bricht er die Gewalt der Eindrücke, durch Reflexion vermag er die Dinge in eine Entfernung zu rücken, wo sie ihm nur wenig anhaben können, selbst die sittlichen Zustände, die Gemüthsaufregungen, die heftigsten Seelenstürme der ihm Nahestehenden weiß er, wie ein Seelenarzt, in eine objective Stellung zu sich zu bringen, kurz, er erhält sich immer in ruhigem Gleichgewichte. Daher theilt er nicht die heftige Ungeduld mit den Anderen, die am Abend im elterlichen Hause gespannt auf Hermann und den Ausgang seiner Angelegenheit warten; er scheint in kühler Theilnahmlosigkeit dem Schmerze der Betheiligten gegenüber zu stehen. Aber als der Apotheker gelassen auf ein Universalmittel gegen alle Ungeduld hindeutet, ist er begierig, das Kunststück des Alten kennen zu lernen; denn das moralische Gebiet ist ja

der Gegenstand seines Denkens und seiner Praxis. Aber er muß seine Unzufriedenheit darüber aussprechen, daß der Tod als reines Schreckbild, als Medusenhaupt den Menschen entgegen gehalten werde; die lächelnde Miene bekundet den Weisen und seine Ansicht, daß man immer das Leben im Tode, nicht den Tod im Tode, vielmehr den ewigen Kreislauf des Lebens aufweisen müsse, zeugt von wahrer Humanität und Erkenntniß. Als nun aber das liebende Paar eingetreten ist und die gutmüthigen Scherzworte des Vaters das Mädchen tief erregt haben, Hermann bange ihm zuwinkt, sich ins Mittel zu schlagen und den Knoten sogleich zu lösen: da drängt er wieder die unmittelbare Gefühlsregung zurück, schaut dem Mädchen ruhig ins thränende Auge und beschließt, durch Verstellung die Verwirrung noch hinzuhalten, indem er dasselbe Mittel, was die Fremde so außer sich bringt, bewußt anwendet, den schweren Beruf einer Dienerin schroff vorhält und wegen der unpassenden Empfindlichkeit Vorwürfe macht. Dadurch mußte aus dem gereizten Gemüthe vollends Alles an die Oberfläche herausgetrieben werden. Und der Kluge täuscht sich nicht, der Plan, des Mädchens Herz zu prüfen, gelingt. Von der Vortrefflichkeit ihres Gemüths, dem Adel ihrer ganzen Gesinnung war man nach den eingezogenen Erkundigungen vollkommen überzeugt; jetzt handelte es sich nur noch um die Gewißheit, ob sie auch Hermanns Gefühle gleich stark erwiederte. Dorothea, dadurch ganz aus dem Gleichgewicht gebracht, entschloß sich, um nicht in ihrer Gereiztheit von den Anwesenden ganz mißverstanden zu werden, das offen zu bekennen, was sie sonst tief im Herzen verborgen gehalten hätte. Ebenso fragt er, als er sich wegen dieser anscheinenden Härte oder Schalkhaftigkeit durch das Gelingen und den guten Erfolg gerechtfertigt, und nun die Verlobung vollzogen hat, freundlich scherzend nach der Bedeutung ihres goldenen Ringes. — Wir ehren den Mann, der so edle und treffende Ansichten ausgesprochen hat, auch wegen seiner Klugheit, den Zweck scharf im Auge zu behalten, ohne sich vom Mitgefühl hinreißen zu lassen, wo es gilt zu handeln und eine Entscheidung herbeizuführen. — Und damit uns diese Geschicklichkeit nicht zu überraschend vorkomme, hat der Dichter früher

(VI. S. 65.) angedeutet, daß er als Begleiter des jungen Barons lange in höherer Gesellschaft gelebt, große Städte kennen gelernt und selbst den Wagen täglich gelenkt hat *).

Der Apotheker

ist dem idealen und tiefsten Charakter des Pfarrers entgegengesetzt durch sein engherziges Hängen am Besitze, an alten Gebräuchen und durch grämelnde Betrachtungsweise der Lebensverhältnisse überhaupt. Er hat an Allem etwas auszusetzen und sieht die negative Seite immer zuerst und in stärkerem Lichte. Er sieht die Verwirrung und das Unglück der Zeit am ängstlichsten an, tadelt sehr verstimmt gleich beim ersten Auftreten (I. S. 6 ff.) die Neugier der gaffenden Menschen bei fremdem Unglück, und erfährt deshalb eine zurechtweisende Erwiederung vom Pfarrer. Dann entwirft er ein trauriges Gemälde von der Verwirrung beim Zuge der Vertriebenen (S. 7 und 8), mit reflectirenden Bemerkungen zum Nachtheil der Menschennatur durchzogen. Und als die Anderen schon heiter die Gläser anstoßen, sitzt er noch immer unbeweglich und denkend da, so daß der Wirth auf Gottes Vorsehung und den Segen der Stadt seit dem Brande und auf den Rhein als die beste Schutzmauer hinweisen muß (S. 10 f.). Als aber Hermann durch seinen, wenn gleich günstigen Bericht über den Zug der Auswanderer den Gegenstand seiner Befürchtungen wieder angeregt hat, spricht er seine Freude darüber aus, in dieser bösen Zeit so allein, ohne Familie und daher ohne die ängstliche Sorge der Familienväter dazustehen (II. S. 16), so daß er von Hermann zurecht gewiesen werden muß. Den Ansichten des Wirths über Cultur, neue Bauten

*) Humboldt hat sich ausführlich über das Benehmen des Pfarrers im letzten Gesange ausgesprochen, weil es als ein Widerspruch mit dem ihm eigenthümlichen Charakter erscheinen könnte, daß er das arme Mädchen so quält. Er zählt, um dies Bedenken zu beseitigen, den Pfarrer zu den „eigentlich natürlichen, rein realistischen Charakteren," die in ihrer Kraft und Gesundheit sich nicht so tief in das Innere der Andern hineindenken und auf Empfindlichkeit keine Rücksicht nehmen. Doch muß man wohl Viehoff beistimmen, daß dies Benehmen nur eine Aeußerung seiner ruhigen, denkenden Besonnenheit sei, wonach er sich von seinem Mitgefühl nur nicht beherrschen lasse.

und Anlagen giebt er seinen Beifall, aber nicht aus innerer Uebereinstimmung und aus Grundsätzen, sondern weil dergleichen Mode ist, und unterläßt die Erneuerung seines Hauses, weil es zu viel koste; zugleich verdrießt es ihn, daß der alte Geschmack nicht mehr gelte und jetzt das Material der Geräthe mehr als die künstliche Verzierung geschätzt werde (III. S. 28 f.). Sehr bereitwillig und dienstfertig ist er, als es gilt, das Mädchen auszukundschaften und zu prüfen. Eine gutmüthige Hastigkeit spricht sich darin aus nebst dem Vertrauen auf seinen Spürsinn und seine Menschenkenntniß, die er als Apotheker in lebhaftem Verkehr mit Andern erworben und bewährt hat (V. S. 44). Während dann der Pfarrer in der Gemeinde der Auswanderer sich in ein Gespräch mit dem Richter einläßt, späht er emsig überall umher (VI. S. 51). Behende tritt er heran, als er das Mädchen nach der Beschreibung aufgefunden hat, stimmt aber keineswegs gleich in das vertrauenvolle Lob ein, sondern gebietet Vorsicht; denn man dürfe dem Aeußeren sogleich nicht trauen, müsse recht genau prüfen. Zugleich tritt auch hier, wie oben, als er vor Uebereilung warnt, seine Vorliebe für sprichwörtliche Lebensregeln auf. Durch seine Bedenklichkeit dämpft er gern jede Erregung der Gefühle. Geradezu komisch ist dann beim Abschiede vom Richter, als der Pfarrer ein Goldstück zur Spende an die Armen zurückläßt, und er, durch dessen Worte angeregt zum Wohlthun, nichts an Geld bei sich hat, aber doch einige Pfeifen guten Knasters hingiebt. Wie nun Hermann, als sie ihm Glück wünschen, seine Bedenklichkeit äußert, kann er es nicht unterlassen, die alte Mode, wonach man um das Mädchen durch einen Freiersmann werben ließ, herauszustreichen gegen die neue, selbst für sich zu werben auf die Gefahr hin, beschämt abziehen zu müssen (V. S. 62. 63). Wie ängstlich setzt er sich dann in den Wagen, da er dem Pfarrer das Geschick zum Fahren, trotz der Versicherung vom Gegentheil, nicht zutraut (S. 64)! Die letzte Aeußerung von ihm ist die, wo er bei der Ungeduld der beiden Eheleute die Art erzählt, wie sein Vater ihm als Knaben dieselbe auf immer benommen habe durch das Vorhalten des Todes als eines Schreckbildes (IX. S. 81). Wir sehen einen

höchst beweglichen, hastigen, heftigen Knaben vor uns, dem der Vater durch sein kühles Verfahren das Blut in den Adern erstarren macht. Der Hang zum Reflectiren findet so in seiner ursprünglichen Natur und der Erziehung eine Erklärung. Er ist seinem ganzen Wesen nach durch die Alles angrämelnde Bedenklichkeit, die Säuerlichkeit und Halbcultur die komische Person, ist aber dabei gutmüthig und sehr dienstfertig, wo es nur etwas zu thun giebt.

Idee.

Unter Idee verstehen wir nicht, was die gemeine Sprache so oft damit bezeichnet, eine bloße Vorstellung, etwas rein Subjectives der Sache, dem Objectiven gegenüber oder wohl gar im Gegensatze dazu; auch kein bloßes Gedankending, wie es das nominalistische, abstract-verstandesmäßige Denken nimmt, sondern ein dem Wirklichen innewohnendes Concretes, das Innerliche, welches in irgend einem Gebiete des Natur- oder Geisteslebens zur Erscheinung kommt. Wie man von einer Seele im thierischen oder menschlichen Körper spricht und darunter das Beherrschende, Gestaltende, Belebende dieses Organismus selbst versteht, das, was diesen Körper zu einem Organismus macht: so verstehen wir unter der Idee eines Kunstwerks die Seele, welche sich eben in dieser Form Wirklichkeit gegeben hat, oder den geistigen Kern des Ganzen, der uns als Frucht vom Künstler dargeboten wird. Dies Innere, diese geistige Gestalt schwebte dem Künstler vor, dieses Bild trieb ihn zum Schaffen und ließ ihm keine Ruhe, als bis er ihm Genüge gethan und einen Leib angebildet hatte. Ein großer Künstler aber, und ganz besonders der Dichter, steht im Dienste Gottes, der durch ihn zu seinen Zeitgenossen redet über das, was dem Volke an das Herz zu legen ist; er hat allerdings auch eine Intention, nur nicht in dem gemeinen Sinne einer Berechnung für ganz vereinzelte, oft sehr selbstsüchtige Zwecke; in solchem Sinne handelt selbst im gewöhnlichen Leben ein edler Mensch nie; denn wenn man „die Absicht merkt, ist man verstimmt." Eben, was ihn ergriff und mächtig bewegte, auch Anderen zu sagen, dies war seine Absicht, Tendenz. In diesem Sinne spricht Göthe selbst sehr oft von dem richtigen Lesen und Verstehen

eines Gedichts, daß man nämlich die Intention des Dichters herausmerken und danach das Ganze beurtheilen müsse.

Andererseits tadelt er das grüblerische, unnatürliche, auf Verstandesabstractionen beruhende Zertrennen und Zerlegen dessen, was ursprünglich in Eins gewachsen ist *). „Die Deutschen sind wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. — Ei, so habt doch endlich einmal Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben, Euch ergötzen zu lassen, Euch rühren zu lassen, Euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre Alles eitel, wenn es nicht irgend abstracter Gedanke und Idee wäre! — Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß Andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen. Das einzige Product von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, waren etwa meine Wahlverwandtschaften. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung:

je incommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser."

Also wir müssen uns sehr hüten, vor der ganz prosaischen Manier, die früher nicht selten war, eine Lehre, wie in einer Aesopischen Fabel, zu denken, die der Dichter, um anzulocken, in ein reizendes Gewand gehüllt habe; vielmehr spricht der Dichter unwillkürlich sein Inneres, seine Weltansicht, einen

*) Gespräche mit Eckermann. III, 171.

der Gegenwart entnommenen oder angehörigen Gedanken aus. Dieses Innere ist gleichsam das Centrum zur Peripherie des sinnlich Ausgeprägten, und bei der Lectüre bis dahin vorzudringen, dasselbe nicht blos in der Form der Empfindung zu haben, sondern sich denkend klar zu machen, in einen möglichst kurzen und doch concreten Gedankenausdruck zusammenfassend auszusprechen, fühlt sich der nachdenkliche Leser genöthigt. Dies ist aber keine kleine Arbeit; nirgends kann man Jemandem besser und eindringlicher den Ernst tüchtiger Kunstbetrachtung nahe bringen, als bei der gründlichen Beantwortung der Frage nach der Idee eines Epos oder Dramas.

Fragt man sich nun bei dem vorliegenden epischen Gedicht, was denn eigentlich die Bedeutung des Ganzen sei, so drängen sich gar manche Gedanken auf. Im ersten Gespräch der Freunde mit dem Wirthe wird gezeigt, wie der Mensch im Unglück sich Ruhe und Zufriedenheit erhält; im Streite der beiden Eltern über das Betragen des Sohnes wird klar gemacht, daß Jeder nur in der Beibehaltung und Ausbildung seines natürlichen, individuellen Charakters sein Glück findet; in Hermanns entschlossener Aeußerung über den Antheil an der Gefahr, wie das Betragen Einzelner mit dem Strome der Zeit und der Ereignisse in Einklang zu setzen sei. Der Dichter zeigt weiterhin, daß man sich nur behaupten könne gegen alle äußern Stürme, wenn man, seinem geraden und gesunden Sinne getreu, jedem höheren und besseren Eindruck sich offen erhält, aber jedem Geiste der Verwirrung und Unruhe mit Muth und Ausdauer widersteht. Indem Jeder seiner Eigenthümlichkeit folgt, geht aus der allgemeinen Verschiedenheit doch Einheit im Ganzen hervor; die äußeren Ereignisse und Zerrüttungen erhalten alsdann die Thätigkeit der Kräfte rege und wecken alles Edle, aber der Mensch formt darum nicht weniger die Welt nach sich selbst. „In der Gegeneinanderstellung der Meinung Hermanns und des früheren Verlobten der Dorothea über Zeitumstände überhaupt" sagt W. v. Humboldt „wird gezeigt, wie das, was der Mensch in sich schaffen und umwandeln kann, mit demjenigen, was außer den Grenzen seiner Macht, mit ihm selbst und um ihn vorgeht, so vereinbar sei, daß beides wohlthätig auf einander

und zu höherer allgemeiner Vollkommenheit zusammenwirkt." Will man den Sinn des Ganzen in die Form einer Lehre zusammenfassen, so würde sie mit Rosenkranz*) am kürzesten so lauten: „Der Mensch soll der Natur gehorchen, soll seine Eigenthümlichkeit begreifen, ihr treu bleiben und das vorgefundene Bestehende zu immer höherer Vollkommenheit fortbilden; so fördert er sich und das Ganze zugleich" (Harmonie des Einzelnen und des Allgemeinen). Wenn aber durch die convulsivischen Zuckungen der Geschichte lange bestandene Formen der Gesellschaft, altes Herkommen, rechtliche Gewohnheiten, lang vererbter Besitz vernichtet werden (VII. vgl. oben S. 16), wie dann? — Dann sollen wir auf den Trümmern der Geschichte (vgl. II. u. IX. z. Ende) den Muth haben, aus uns heraus von Neuem zu beginnen." — So ist neben das Bild des gemüthlichen und ruhigen Bürgerlebens das Schreckbild der tobenden Verwirrung und Auflösung, neben die Festigkeit geordneter Verhältnisse die Anarchie, neben deutsche Einfachheit und Gemüthlichkeit die überrheinische Beweglichkeit, Erregtheit und Selbstsucht, neben den Frieden des Bürgerlebens das wilde Kriegsleben gestellt. Die Auflösung bedroht auch die Ruhe des diesseitigen Lebens, eine unheilsschwangere Zukunft steht bevor und man möchte schier verzagen (wie der Apotheker) oder zürnen (wie der Richter in der Schilderung des Zeitalters VI.), wenn man nicht festhielte im Glauben an die gnädige Vorsehung Gottes und die Gediegenheit der wackeren Deutschen" (I. z. Ende), in der durch Erfahrung bestätigten Hoffnung, daß aus dem Unglücke Segen und Wohlstand hervorgehe (I—III.), indem der Schrecken und die Furcht des Todes, des Herrn über alle endlichen Dinge, die ganze Energie der in der Ruhe leicht in träge Selbstsucht verfallenden Menschen aufregt und alle sittliche, bildende Kraft aus dem innersten Grunde des Gemüths hervorhebt (VI). So weist die fundamentale Auflösung zugleich auf den unwandelbar festen Grund alles Lebens hin, „die Noth selbst knüpft die aufgelösten Bande der Welt wieder," denn sie läßt eben die Schöpfermacht des Geistes um so glän-

*) Ueber Göthe's Leben und Werke. S. 330.

zender hervortreten. In sich selbst, so lehrt der weise Dichter, trägt der Mensch, wenn er seiner Natur und Bestimmung treu bleibt, das Fundament des Wiederaufbaues; sinkt auch Alles herum in Asche, so hält ihn doch der Idealismus des Denkens und Wollens (vgl. Dorothea VI, IX, die letzten Worte des verstorbenen Bräutigams IX), aufrecht, der den Fuß, in edler Resignation auf das sogenannte Glück der Welt, nirgends fest aufzusetzen gebietet. Die Noth aber, der Kampf mit den feindlichen Mächten, treibt den kräftigen Menschen in sein Inneres hinein und lehrt ihn alles irdische Gut geringschätzen, nimmt der verwundeten Seele, die schon so Vieles, auch das Theuerste dahinsinken sah, das feste Vertrauen auf menschliche Verhältnisse überhaupt (vgl. Dorotheens Gereiztheit und ihren Glauben an die Worte des edeln Freiheitshelden) und tröstet ihn neben der hülfreichen Thätigkeit für das Wohl Anderer, mit dem Hinblicke auf das Jenseits oder auf die bessere Zukunft, — tröstet, ohne jedoch vollständig zu befriedigen (so lebt Dorothea in der wehmüthig-schwärmerischen Erinnerung an den verstorbenen Bräutigam, während Hermann in seiner Einsamkeit sehnsüchtig von der Zukunft Befriedigung hofft). Dies Glück verleiht nur der bleibende innige Anschluß an ein gleichgesinntes Gemüth, der Besitz eines verkörperten Idealen, eines nicht blos gedachten, sondern wirklichen, das um und bei mir ist, aus dessen Augen mir die eigene Seele widerstrahlt, in welchem ich gleichsam ausruhe, wenn mich der Kampf im Leben ermüdet oder Widerliches abgestoßen hat, ja, für welches und zu dessen Freude ich eigentlich am liebsten thätig bin. Erst in dem Geliebten besitze ich die Welt, besitze ich mich selbst recht, das Jenseits ist mit dem Diesseits vermählt, der Himmel auf die Erde versetzt, ich habe das volle Leben, die rechte Kraft, den wahren Muth (Hermanns letzte Worte), mit unbezwinglicher Tapferkeit allen feindlichen Mächten der Ordnung, zu widerstehen. Von der Seite der (objectiven) Verhältnisse aber angesehen, ist nicht der einzelne Mensch für sich das Fundament des Lebens, die ganze Menschheit; sondern die Einheit von Empfänglichkeit und Energie umschließt die Elemente des ganzen Lebens: erst Weib und Mann zusammen können die Geschichte nach jedem

Untergange in der Zeugung einer Familie thatsächlich wieder erneuen. Die Liebe ist die Schöpfermacht, welche auf den Ruinen mit frischem Vertrauen ein junges Leben wieder emporgrünen läßt. „Darum stechen Hermann und Dorothea so hervor, beide müssen sich suchen und finden; beide repräsentiren uns wirklich die ganze Menschheit und können es wagen, trotz der Revolution, welche die Auswanderer am Städtchen vorbeischwemmt und deren Welle die Perle Dorothea an sein Ufer geworfen, sich eine gemeinsame Zukunft zu begründen" *).

Hiernach würde sich die Idee des Stücks aussprechen lassen als: Darstellung der bildenden Grundkräfte alles Lebens im Inneren des Menschen oder des ewigen Gehalts in den Gesinnungen und Handlungen der Menschen, der auch im Zerbrechen aller politischen Formen ausdauert. Die Hebel aber aller Weiterbildung sind entweder negative, Widerstreit, Unglück, Gefahr und Noth, oder positive, und zwar in vorzüglicherem Grade, die Liebe, sei es die Mutter- oder die Gattenliebe oder die allgemeine Menschenliebe **). Jenes, die Noth, erregt und steigert die Thätigkeit, dieses, die Liebe, erzeugt und ersetzt, erhält sie.

---

*) Rosenkranz a. a. O. S. 334.

**) Auf das verwandtschaftliche Verhältniß dieses Epos mit dem Mährchen von der Schlange hat schon Rosenkranz hingewiesen; in beiden wird die Schöpfermacht der Liebe dargestellt. Im Mährchen werden als die herrschenden Mächte des Lebens Majestät, Gewalt, Schein und Weisheit genannt, von dem letzten Geheimnisse aber heißt es: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr!" Der Menschheitsdom aber ist „der Tempel der Freiheit, worin Macht und Unschuld durch die Liebe sich verbinden" (Rosenkranz). Auch dort, nachdem in den „Erzählungen der Ausgewanderten" die Schwankungen des Privatlebens, wie sie mit den öffentlichen Thatsachen in Zusammenhang stehen, die Schuld des Einzelnen im Verhältnisse zu den Erschütterungen des Ganzen zur Anschauung vorgeführt sind, siegt die Liebe über die Verwüstung des Todes und die Schuld des Lebens. Was hier nur traumartig angedeutet wird, dasselbe erblicken wir als real gegenwärtig in Hermann und Dorothea. Dies spricht zugleich mit für die obige Auffassung der Idee, daß die Liebe die bildende Grundkraft sei, wie für den Einzelnen, so für das gemeinsame Leben im Staate, durch die Vermittelung der Ehe oder durch die Familie.

„Das Schicksal hat Dorothea gereift und entwickelt und führt sie als eine schönere und edlere Natur in eine entferntere, noch minder cultivirte Gegend; es führt sie grade der Familie, dem Jünglinge zu, der sie zu verstehen, zu fassen Sinn hat; es vereinigt beide mit einander, und indem es unaufhaltsam in seinem Laufe weiter forteilt, läßt es den Samen eines neuen Geschlechts, einer schöneren und besseren Menschheit zurück. — Vorzüglich hat unser Dichter der bildenden Kraft des weiblichen Geschlechts ein schönes und rührendes Denkmal gesetzt. Denn wenn Hermann sanfter und menschlicher, vielseitiger und empfänglicher ist, als sein Vater, können wir darin den wohlthätigen Einfluß des stillen und einfachen Wesens einer liebenden Mutter auf seine Natur verkennen? wenn er schon in dem Augenblick, in dem wir ihn zuerst handeln sehen, einen höhern und edlern Enthusiasmus gewonnen hat, ist es nicht Dorotheens Gestalt, die ihn dazu entflammt? und sehen wir nicht deutlich an der Macht, welche sie auf Alle ausübt, die sich ihr nähern, die schönere Bildung, die sich von ihr aus auf ihre Familie, auf die ganze Gemeine, die ganze Gegend verbreiten wird?“

„Auch hierin bleibt der Dichter der Natur unverbrüchlich treu. Das weibliche Geschlecht übt den entscheidendsten Einfluß in dem Kreise der Familie aus; nun aber muß aller politischen Cultur moralische Charakterbildung zum Grunde liegen, und zu jeder Vollkommenheit des Charakters kann der Keim nur im Schoße des Familienlebens aufblühen. Auch ist die weibliche Natur unendlich mehr geschickt, zu verbessern, ohne zugleich zu zerstören; sie besitzt eine sanftere und doch stärkere Gewalt über die Gemüther, ist dem Neuen mehr offen und dem Alten weniger feind, behandelt dies weniger gewaltsam und ergreift jenes begieriger. Sie fühlt zu tief, daß ihr selbst Alles fremd bleibt, was sich nicht durchaus mit ihren Gedanken und Empfindungen verwebt, und will daher auch der Welt und der Menschheit nichts Aehnliches aufdrängen.“

„Die fortschreitende Veredlung unseres Geschlechts, geleitet durch die Fügung des Schicksals, macht also, in einer einzelnen Begebenheit

dargestellt, den Stoff unseres Gedichts aus." So W. v. Humboldt S. 214—216. *)

Zweiter synthetischer Theil: zur Kritik des Gedichts.

Prüfen wir nun nach der von uns aufgestellten Idee des Stücks den Bau des Ganzen, so werden wir zunächst den Weg durch die Charaktere, nach Wahl und inneren Gehalt, hindurch nehmen bis zur Handlung in ihrem Verlaufe nach Acten und Scenen (um diesen Vergleich mit der Construction eines Dramas anzuwenden), also vom Centrum zur Peripherie zurück. Zunächst sprechen wir noch einmal im knappsten Ausdruck die Idee aus: Noth und Liebe vollenden am schnellsten und gedeihlichsten die Bildung des Einzelnen, wie der ganzen Menschheit, wenn nur die Natur treu bewahrt und mit Liebe aller Cultur das Herz offen erhalten wird; Natur und Cultur, in das rechte Verhältniß zu einander gesetzt, lassen selbst aus Verwirrung und Unglück Harmonie und Glück hervorgehen; am schönsten vereinigen sich beide im ächten Deutschen Bürgerleben. Jene Gedanken stellen sich in den Personen plastisch vor Augen, oder sie werden auf eine ganz ungezwungene Weise von ihnen selbst ausgesprochen. Da es hier auf das richtige Verhältniß von

*) Verglichen mit unserer Fassung ist dies zu allgemein ausgedrückt; doch ist der von der damaligen Zeitbewegung und Farbe der Verhältnisse, unter denen Göthe dichtete und sein Freund ihn commentirte, angeregte Gedanke und Ton angedeutet. Ueber das richtige Verhältniß von Cultur und Natur zu einander, besonders aber über das Ideal weiblicher Würde dichteten und dachten die beiden größten Dichter; Göthe nahm seiner Natur und Stimmung nach keinen Anstand, das Weib über den Mann zu erheben und von ihm alles Glück und Heil, auch die Erlösung, wie alle seine bedeutenderen Gedichte, namentlich die Iphigenie und der Schluß des Faust beweisen, abzuleiten. Welcher Contrast unserer neueren sehnsüchtigen Zeit gegen die durchweg männliche Haltung und Stimmung des Alterthums! Hier bekommen selbst die Weiber etwas von männlicher Kraft und Straffheit, während bei uns die Männer bewundernd auf die weibliche Unmittelbarkeit des Tactes und der ihnen unerreichbaren Harmonie hinblicken.

Natur und Cultur ankommt, so werden diese beiden Potenzen in den einzelnen Personen entweder einseitig oder ausgeglichen vor Augen gestellt werden müssen. Im Großen und Ganzen liegt das Uebermaß der Cultur auf der Seite des Volkes, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts die europäische gebildete Welt in eine heftige Bewegung setzte; an ihm also wird gezeigt, was die Ideen der Menschenrechte und der Freiheit überhaupt für Unglück bringen können, wenn man die Basis des Bestehenden, der Ordnung und des Gesetzes rücksichtslos verläßt. Auf die Deutschen wirkten diese Ideen lebhaft ein, enthusiasmirend, bis sich der Egoismus der Freiheitsapostel den wackeren Deutschen in seiner Schreckensgestalt deutlich zeigte; wie rein die Deutschen die Freiheit auffaßten, beweist das Beispiel des Bräutigams der Dorothea (der nur als Schatten aus der Erinnerung aufsteigt, sowie das Französische Volk und seine stürmische Bewegung), in dessen Abschiedsworten sich die weltüberwindende Macht des Geistes, die auf nichts Irdisches mehr sicher rechnet, auf eine ergreifende Weise ausspricht. Dieser rein idealen Weltauffassung wird nun die mehr reale, d. h. diejenige, welche am Besitze, an dem bestehenden Rechte und Gesetze mit treuem Sinne festhält, entgegengesetzt. Hermann ist derjenige, welcher seiner ganzen Natur und Neigung nach am Ackerbau haftet, also an demjenigen Geschäfte, welches sich von der Natur und deren gleichmäßiger Ordnung nie entfernt. Durch diese seine Einfachheit und Insichgeschlossenheit tritt er in einen gewissen Gegensatz zu seiner Umgebung überhaupt, und insbesondere in der allernächsten Umgebung, zu seinem Vater. Auch dieser ist Landwirth, wohlhabend sowohl durch Erbschaft, als besonders durch seine emsige Thätigkeit. Denn nach dem Brande hat er alle Kräfte zusammennehmen müssen, um vorwärts zu kommen; dieses Streben theilt die ganze Bürgerschaft mit ihm, und alle haben in jenem Unglücke einen Sporn zur Thätigkeit und zum Fortschritte, überhaupt zu ihrem Glücke gefunden. So ist es nicht zu verwundern, daß er für unbedingten Fortschritt ist, zumal da er als Gastwirth mit allerlei Menschen, auch mit Fremden täglich in Berührung kommt, um seiner Geschäfte willen manche Reisen gemacht, große

Städte gesehen und die neue, durch Französischen Einfluß angeregte Cultur kennen gelernt hat. Insofern theilt er mit dem Ackerbauerstande zwar die Gediegenheit und das Festhalten am Besitze, aber er verbindet damit die Beweglichkeit des Kaufmanns, liebt einen mannigfaltigeren Lebensgenuß, vor allem eine gemächliche, wohlausgestattete Wohnung, gefällige Formen im Begegnen von Personen, ja sogar die Kunst, wie Musik, insofern sie die Gesellschaft zusammenhält und in eine lebhaftere Bewegung versetzt. Daher ist ihm der reiche Kaufmann im Orte, der das schönste Haus besitzt, in einem neumodischen Wagen daher fährt, musikalisch gebildete Töchter besitzt, ein Ideal, und er wünscht nichts sehnlicher, als daß auch sein Haus dasselbe gewähren möchte, wenn nur Hermann Sinn dafür bekäme und eine von den Töchtern des Kaufmanns in sein Haus führen möchte. Aber gerade das Gegentheil findet beim Sohne Statt, der sich von jener äußerlichen Cultur und der damit verbundenen Eitelkeit durchaus abgestoßen und in sein Inneres, wie auf den engen Kreis seiner Thätigkeit zurückgetrieben fühlt. Dennoch ist er nicht etwa gesonnen, in dieser Abgeschlossenheit zu verharren, er ist kein solcher Egoist, wie der Nachbar Apotheker, der aufs Zäheste an seinem Besitze hängt, denselben nicht zur Ausschmückung des Lebens oder zum Wohle Anderer freigebend zu verwenden geneigt ist, der sogar froh ist, daß er ledig und allein dastehend in der drohenden Zerrüttung aller Verhältnisse, bloß für sich zu sorgen hat; vielmehr weil er eine innige Natur ist, so hat er reges Mitgefühl für das Unglück Anderer und sehnt sich nach einer Lebensgefährtin gerade in der Zeit, da ihm die Zerrüttung aller Verhältnisse in dem Anblick der Auswanderer vor Augen getreten ist, und ihm eine tüchtige, für das Wohl Anderer selbst im eigenen Unglück unermüdliche und mit Besonnenheit thätige Jungfrau entgegen geführt hat. So steht er, wie es der Natur gemäß ist, zu der liebevollen, natürlichen und zartsinnigen Mutter in einem näheren Verhältnisse, als zu dem zwar gutmüthigen, aber leichteren und in seinen Empfindungen oberflächlicheren Vater, noch mehr aber entfernt er sich von der Art und Gesinnung des Apothekers, der mit dem Vater nur die Uebung im Verkehre

mit Anderen, wie es sein halb kaufmännisches Geschäft mit sich bringt, den Sinn für Fortschritt überhaupt und für äußere Gestaltung des Lebens gemein hat, aber das gemüthliche, aufopferungsfähige, theilnehmende, liebevolle Wesen des Gastwirths nicht ganz theilt, vielmehr sich in reflectirender, halbgelehrter Cultur festgerannt hat. In dieser Beziehung überragt ihn bei weitem der andere Freund unserer Familie, der Pfarrer, der die höchste wissenschaftliche, durch Erfahrung im Leben und durch Studium erworbene Bildung mit der Einfachheit eines naturgemäßen, ächt bürgerlichen Fühlens und Denkens in schönster Harmonie verbindet, so daß ihm von seinen Studien nur noch das Eine als das Wichtigste geblieben ist, daß er nämlich das Leben, die Neigungen und Triebe der Einzelnen beobachtet, sich dieselben aus dem Lebenszusammenhange und der Weltgeschichte richtig deutet und so durch seinen Weltüberblick immer ein richtiges Urtheil über Alles, was ihm im Leben vorkommt, und einen sicheren Tact in der Behandlung und Leitung der Menschen bewahrt. Auf diese Weise hat er vermittelt, bewußt dasselbe in sich, was die Mutter, wenigstens in Beziehung auf ihren Sohn, auf unmittelbare Weise in sich trägt; beide beurtheilen daher allein die tiefere Natur Hermanns richtig, es sind daher die rechten Vermittler zwischen den einander entgegengesetzten Seiten, der Anhänglichkeit am Bestehenden und dem unbedingten Fortschritte. Daher vernehmen wir gerade aus dem Munde des Pfarrers die Grundsätze wahrer Humanität, und wie er zwischen dem Apotheker und dem Gastwirth, dann zwischen Vater und Sohn vermittelt, und den letzteren zum Nachgeben in der wichtigsten Angelegenheit bewegt, ebenso verknüpft er den einen Kreis, nämlich den der in Rede stehenden Familie mit dem gegenüberstehenden, nämlich der an unserem Städtchen vorbeigeführten Schaar der Flüchtlinge. Diese Schaar hat ihren Mittelpunkt und Ordner in dem erfahrenen, tüchtigen und besonnenen Richter. Auch hier weiß er gleich den richtigen Gesichtspunkt in der Beurtheilung des Gegenwärtigen und Vergangenen anzugeben und das durch so trübe Erfahrungen bedingte einseitige Urtheil des Richters über das Geschick der Seinigen zu berichtigen. Der Richter ist für seine Gemeinde

dasselbe, was der Pfarrer für jene Stadt und namentlich für seine Freunde ist; er tritt daher im Gedicht nicht nur als Ordner, sondern auch als Sprecher auf, und steht namentlich in einem näheren Verhältnisse zu der Jungfrau, welche, frühzeitig verwaist, durch hartes Geschick und herben Verlust geprüft, aus ächt weiblichem Familiensinne sich einer Familie dienend angeschlossen hat; er giebt den forschenden Freunden Auskunft über das Mädchen und sorgt noch für die Ausscheidende, indem er zuletzt dem Hermann zarte Rücksicht auf sie ans Herz legt. Weiterhin vermittelt der Pfarrer wiederum, als daheim im Kreise der Familie Mißstimmung im ungeduldigen Warten auf die Ankunft des jungen Paares auszubrechen droht und der Apotheker eine sehr einseitige Ansicht von dem Tode als einem Schreckmittel äußert. Er entwickelt vielmehr die weiseste Ansicht vom Leben, als einem ewigen Kreislaufe, worin sich Tod und Leben als flüssige Uebergangspunkte in einander darstellen. Selbst da ist er der glücklichste Vermittler, als ein Mißverständniß den Bund, der eben geknüpft werden soll, für immer zu zerreißen oder gar unmöglich zu machen droht. Er weiß der Jungfrau das Geständniß zartester Neigung, welches Hermann sehnlichst wünschte, zu entlocken, den Bund fest zu knüpfen und am Schlusse noch ein Geständniß des Mädchens über die Bedeutung des Ringes am Finger hervorzurufen, welches die ganze Erfahrung der Jungfrau, ihre ideale Höhe vor Augen führt und den Hermann zu einem Ausspruche gereifter Gesinnung und Manneskraft veranlaßt, so daß nun in dem Paare ein in sich Vollendetes vor die Augen tritt. So hat, was die Mutter durch zarte Liebe zum Sohne begonnen, die Liebe zu der gebildeteren und in sich mehr befestigten Jungfrau zur Reife gebracht. Hermann und Dorothea repräsentiren in ihrer innigen Vereinigung das Reale und Ideale oder Cultur und Natur in vollkommener Harmonie.

Ueberblicken wir nun noch einmal die Personen in ihrem Zusammenhange, so stellen sich nothwendig zwei Kreise dar, einmal muß die Cultur als auflösend, verwirrend, zerrüttend auftreten und dagegen die Natur als die Grundkraft alles Bestehenden aufgewiesen werden; die Cultur aber setzt selbst

immer die Natur, über die sie nur mächtig übergreift, voraus und die Natur fordert, damit sie Gestalt gewinne und wirkliches Leben sei, als bewegenden Factor die Cultur; jene Sphäre, unruhig über sich hinausgetrieben, trachtet nothwendig nach Beruhigung, sucht wieder feste Lebensformen, die andere Sphäre aber, als fortschreitende, weist ebenfalls über sich hinaus und sucht sich durch Aufnahme fremder Elemente zu bereichern. Diejenige Macht nun, welche allein zu vereinigen, zu versöhnen, zu bilden im Stande ist, ist die Liebe. Die Liebe als weltbildende Macht wollte der Dichter verherrlichen, er konnte daher nicht etwa blos zwei Familien in einer und derselben Stadt einander gegenüber stellen, sondern er mußte zwei ganze Lebenskreise aufstellen, die durch eine weltgeschichtliche Bewegung, wodurch der eine Kreis zur Wanderung fort und an den andern vorbeistreifend herangetrieben wird, in Berührung gesetzt werden. Als Basis erscheint der feste Kreis, von welchem in der Darstellung ausgegangen und auf den der andere nur bezogen wird; deshalb versetzt uns der Dichter vom Anfang an gleich in den Familienkreis des Städtchens und läßt nur Nachricht geben von den Auswanderern, welche in geringer Entfernung vorbeikommen, während der Sohn des Hauses, der mit Unterstützungsmitteln hinausgeschickt war, noch abwesend ist. Durch ihn soll die innigere Berührung vor sich gehen mit der Jungfrau, welche ihn zu befriedigen, zu ergänzen, auszubilden allein im Stande ist. Denken wir uns also das Bild zweier Kreise, so bildet den Mittelpunkt des ersten, noch ruhigen, derjenige, in welchem Cultur und Natur aufs Vollkommenste in bewußter Weise vereinigt sind, also der Pfarrer; die Hauptpunkte der Peripherie aber sind nach der äußersten Linken hin der Apotheker, weiter rechts der Vater, dann die Mutter und im äußersten Punkte rechts der Sohn, gerade da, wo der fremde Kreis anstreift; dieser fremde Kreis hat seinen Mittelpunkt im R i c h t e r, bei welchem das U n g l ü c k, die r e i n e E r f a h r u n g das B i l d u n g s e l e m e n t ist, der verstorbene B r ä u t i g a m steht als ideale Figur in der Peripherie und an dem Berührungspunkte mit dem ersten Kreise D o r o t h e a. Hermanns gediegene, aber ungelenke Natur konnte nur durch eine vollkommen aus-

gebildete Jungfrau aufgeschlossen werden, welche zugleich der Natur treu geblieben ist und Kraft genug besitzt, nicht nur seine Arbeit zu theilen, sondern im Fall der Noth selbst thätig zu zu greifen *). Der Heroismus liegt natürlich auf ihrer

---

*) Bekanntlich hat W. von Humboldt die im VI. Ges. geschilderte Heldenthat (vergl. oben S. 41) anstößig gefunden als einen herben Zug, der im Bilde einer anmuthigen Jungfrau nur störend sei und die Phantasie gewaltsam nach einer fremden Seite hin reiße; man bekomme statt des Landmädchens, welche Anmuth mit Kraft verbinde, auf einmal eine Amazone vor die Augen. Göthe hat sich aber selbst hierüber in den Gesprächen mit Eckermann II. S. 89 ausgesprochen: „Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und drein geschlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug ist ja der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab." Besser hätten auch wir den Dichter nicht vertheidigen können, als er selbst es mit diesen klaren Worten gethan hat. Man lese nur die Schilderung des revolutionären Zeitalters aufmerksam durch und man wird die Erzählung dieser That sehr wirksam finden; wenn solche Gräuel vorkommen konnten, so sah es gewiß sehr schlimm aus, und den bedrängten Menschen blieb, wie der Dorothea selbst, nichts weiter übrig, als auszuwandern; die Worte derselben, als sie den schnellen Entschluß, bei Hermanns Eltern in Dienst zu treten, motivirt: „Denn gelöst sind die Bande der Welt 2c." (s. oben S. 16), sind dadurch vollständig erklärt. Die Noth drängte sie, da gar kein anderer Ausweg übrig blieb, zu dieser heroischen That, um ihre Unschuld zu vertheidigen; ein sittlich reines, tugendhaftes Mädchen mußte so auftreten. Ein neuer Beleg für die Wahrheit der Idee, daß die Noth, der Kampf alle Kräfte des Menschen weckt und seine Bildung vollenden hilft. Endlich, was schon angedeutet ist, muß nun Jeder um so mehr wünschen, daß das edle Mädchen bald einen so biederen Gatten finde, wie Hermann war, der ihr Schutz und Obdach gewähre in so böser Zeit; sodann wäre der Stolz und die Gereiztheit, mit der Dorothea (im IX. Ges.) mitten im Gewittersturme, das Bündel unter dem Arme, wieder hinauseilen will, ohne jene harte Prüfung und thatsächliche Bewährung nicht hinlänglich gerechtfertigt. Wir sollen in dem schlichten Landmädchen den Adel und die mögliche Größe des Weibes achten lernen. Das sichere Auftreten gleich beim ersten Zusammentreffen mit Hermann, das verständige und gehaltene Wesen bei aller inneren Erregtheit, wie es vom VII. Gesange an dargestellt ist, und die innere Zustimmung, mit der sie die hohen Gedanken des früheren Bräutigams in großen Worten (am Schlusse des IX. Ges.) wiedergibt

Seite, wo so Vieles und Großes erlebt ist; sie hat der Strom der Weltgeschichte mit fortgerissen, um als Perle am Ende in dem lieblichen Städtchen ausgeworfen und von der rechten Hand gefunden zu werden. Ihre Verwandten haben gekämpft für Recht und Freiheit; den Oheim hat der Gram um die gemeinsame Angelegenheit des Städtchens hingerafft; der Schmerz um den Tod des edeln Bräutigams verleiht ihr einen Zug von Rührung, die Grundsätze desselben, die auch die ihrigen geworden sind, verklären sie mit dem Glanze idealischer Hoheit. Heil dem Jünglinge, Heil dem Hause, dem dieses herrliche Frauenbild zu Theil wird!

In der dienenden, nichts gering achtenden Geschäftigkeit und Arbeitsliebe ist unmittelbar der Berührungspunkt mit Hermanns Thätigkeitssinne und mit der Sorgsamkeit, Häuslichkeit der Mutter gegeben; der aufmerksame Beobachter erinnert sich, wie Hermann diese Tugend, im eigenen Unglück selbstvergessend noch Anderen hülfreich zu sein, — die edle Aufopferungsfähigkeit, das Geschick im Lenken des Wagens, die klugen und verständigen Worte besonders hervorhebt, während sie aus dem Wohlthätigkeitssinne von Hermanns Eltern, aus der „himmlischen Gutmüthigkeit" Hermanns (Ges. IX. S. 86 und VII. S. 67) Vertrauen und Hoffnung schöpft. Ferner entspricht dem Heroismus der Dorothea die wüthige Kraftäußerung des Knaben Hermann (IV. Ges.) gegen die Spötter des Vaters unter den Genossen, das reizbare Ehrgefühl, gegenüber den eingebildeten Handelsbübchen und Töchtern im Kaufmannshause, besonders aber der heroische Entschluß, auch dem Vaterlande als Soldat mit den Waffen dienen zu wollen, und endlich der zuletzt sich äußernde Muth festen Beharrens

---

— dies Alles ist wie aus einem Gusse, wenn wir jenen heroischen Zug als die höchste Potenz dieses früh verwaisten und in der Schule des Unglücks erzogenen edeln Wesens hinzunehmen. Das offene Geständniß ihrer Liebe zu Hermann ist ebenso ungewöhnlich und anscheinend gegen die Natur weiblicher Zartheit; aber der Drang der Verhältnisse preßt es heraus, und durch die Erziehung des Schicksals ist sie zu einer Reife gediehen, zu einer solchen Höhe emporgestiegen, welche eine freie Aeußerung des Inneren, wo es nothwendig ist, erklärlich macht, ja sogar fordert.

auf dem eigenen Sinne, „der die Welt nach sich bildet,“ und der Entschluß, wenn der Feind Haus und Vaterland in Gefahr setzen sollte, muthig seine Brust ihnen entgegenstellen zu wollen. Also „Manneskraft und Mannesgefühl neben der Heldengröße des Weibes“ (vgl. VIII. z. Ende).

Werfen wir nun noch einen Blick auf den ethischen Zusammenhang der Personen im Gedicht, so repräsentirt der Richter durch Alter, Erfahrung, Sorge für die Gemeinde im Ganzen (als Ordner) und im Einzelnen (er führt die verlornen Kinder der Pachtersfamilie zu, nimmt sich der Dorothea natürlich an) und Würde die ächte Lebenspraxis, dagegen der verstorbene Bräutigam den herzvollen und herzhaften Idealismus, der auf das allgemeine Wohl der Menschheit gerichtet ist, während Dorothea beide Richtungen, die rein praktische und die ideale, als Jungfrau in sich zur untrennbaren Einheit verbindet; sie zittert selbst noch am Arme des wackeren Jünglings, der Worte eingedenk, daß man überall, wie auf schwankendem Boden, den Fuß nur leicht auffsetzen müsse. Die Cultur erscheint hier als ideale.

Die Richtung auf den Besitz, auf reinlichen Schmuck und genußreiches Leben waltet in den Personen des anderen Kreises vor; alle Bürger denken wir uns in reger Geschäftigkeit, die durch blühenden Verkehr und eine gewisse Wohlhabenheit hinlänglich belohnt wird und im Fortschritte immer einen Sporn findet; woher anders aber entsprang diese Thätigkeit, als aus dem früheren Brande, aus der Noth und dem Unglück? „Das Gottvertrauen ist die beste Stütze im Glück und im Unglück.“ Der Löwenwirth verbindet mit seinem Reichthume ein reges Streben, allen Dingen eine bessere Gestalt zu geben und den Sinn für Fortschritt immer lebhafter anzufachen, im Rathe wie im Hause; er liebt im Sinne ächt Deutscher patrizischer Bürgerlichkeit würdige Formen in Kleidung und Haltung und fordert, der Fortschritts-Partei fast rücksichtslos ergeben, gefällige freie Formen im Umgange, und verbindet so im äußersten Grade mit dem Deutschthume Französischen Formensinn. Der ganz Deutsche Sohn muß dies hart büßen, der aber dadurch, anstatt sich untreu zu werden, immer mehr in sich hineingetrieben und zu einer gewissen Abgeschlossenheit, Be-

stimmtheit und Selbstständigkeit geführt wird. Den Sinn für Besitz theilt der Apotheker unter den Freunden am meisten, aber bis zu gemüthlos-hartem Egoismus hin, bis zum Geize, der ihn vom ehelichen Leben fern hielt; er ist der reflektirende Hagestolz, der Sonderling, ein Mittelding zwischen gelehrter und bürgerlicher Cultur. So ist er die komische Figur und lockt entweder durch sein grämelndes, säuerliches Wesen den Widerspruch und somit die volle Aeußerung ihres Inneren von Seiten der Freunde hervor, ist also die Folie für die verschiedenen Seiten oder er glättet den Ernst des Gesprächs, wie Zeit und Verhältniß ihn hervorrufen, durch seine Beisteuer, trägt zur Heiterkeit bei, giebt gegen die Würde des Ganzen ein milderndes Gegengewicht ab. Endlich trägt er, wo es das Thun, Nachspüren und dergleichen gilt, zur Aushülfe in kleinen, äußerlichen, aber doch wichtigen Dingen bei, indem er ungezwungen zugleich die dienende Person ist *); und hier offenbart sich die vortheilhaftere Seite, auch er ist gutmüthig und dienstgefällig, beweglich „wie eine Wiesel," nur darf es kein Geld kosten und deshalb unterbleibt auch, wie die Verheiratung, die nur Sorge und Noth bereiten würde, so die modischere Umgestaltung des Hauses und Gartens. Beide Enden, den Cultursinn und die wohlthuende Natürlichkeit, vereinigen die Wirthin und besonders der Pfarrer in sich, ein ächt humaner tiefblickender Weltbürger, durch Rath und That helfend, ein ganzer Mensch, wogegen der Apotheker nur ein halber ist, in universeller, innerlicher, klar-bewußter Weise, wie der Rich-

*) Vgl. H. Kurz im Komment. zu seinem Handbuche S. 235. „Der Dichter hat im Apotheker das gewiß schwierige Problem gelöst, eine sehr bedeutungslose Persönlichkeit, mit deren Ansichten sich der Leser keineswegs befreunden kann, so darzustellen, daß sie, wenn auch nicht Interesse und Theilnahme, doch jedenfalls ein behagliches Gefühl erregt. Uebrigens scheint Göthe diese Person vorzüglich deswegen eingeführt zu haben, und durch sie alle untergeordneten Handlungen vollziehen zu lassen, welche sonst durch Diener hätten gemacht werden müssen, was aber offenbar die einfach idyllische Haltung des Ganzen gestört hätte. Deßhalb hat ihn der Dichter auch vorzugsweise als einen freundlichen, thätigen Mann gezeichnet, der sich gerne in die Angelegenheiten seiner Freunde mengt und in der Besorgung unbedeutender Geschäfte ein eigenes Glück findet."

ter im anderen Kreise es darstellt in rein praktischer Form. Hermann aber ist deshalb so verschlossen, scheinbar unbildsam und ganz auf niedrige Dienste, Arbeit und Besitz erpicht, weil er eine gediegene, kräftige und zugleich tief innerliche Natur als Erbtheil der zartsinnigen Mutter hat, eine Natur, die bei aller Anhänglichkeit am Alten und dem Realen überhaupt doch so sehr empfänglich ist für alles Hohe, Edle, Gute und wirklich Schöne. Daher treten, in folgender nach dem abstrakten oder vermittelten Realismus geordneter Reihe, der Apotheker, der Vater, die Mutter und selbst der Pfarrer gegen den Schluß hin, wo das Höchste, das Vollendete in allem Glanze enthüllt werden soll an dem liebenden Paare, immer mehr zurück, und nur das ideale Bild des Verstorbenen schwebt in nächster Umgebung aus den Worten der als Weib vollendeten Dorothea als ein Phönix hervor, während außer Hermann, der den kräftigen, wahren, d. h. mit dem Idealismus versöhnten Realismus als Sieger heraufführt, alle schweigen.

Die Nothwendigkeit der Charaktere geht hieraus von selbst hervor; da es sich um Familienglück und Ehre handelt, um die Elemente des bürgerlichen und des Weltlebens überhaupt, so mußte eine volle Familie auftreten; diese wird aber durch Freunde mit dem Gemeindeleben vermittelt und in sich erweitert. Das Maß ist streng beobachtet von dem nach hellenischem Kunststil arbeitenden Dichter; daher ist nur Ein Sohn eingeführt und die Stelle der verstorbenen Tochter soll durch die Schwiegertochter ausgefüllt werden; Freunde sind zwei vorhanden, denn „tres faciunt collegium," und zwar der eine, um mit dem realistischen, der andere, um mit dem idealen rein kosmopolitischen Elemente des damaligen Bürgerlebens zu vermitteln, alle drei für Fortschritt und Cultur, wie es die Ideen des Revolutionszeitalters mit sich brachten, gestimmt; dabei sind alle schlicht und gerade, brav in ihren Gesinnungen, theilnehmend am Schicksale Anderer, und zwar nicht blos mit Worten, sondern vielmehr durch die That. Alles ist hinausgeströmt zu den Auswanderern, die Eltern Hermanns sind allein, wegen ihres Alters und weil sie am Gaffen keinen Gefallen finden, daheim geblieben, haben aber Nahrung und Kleidung in den Wagen gepackt und den Sohn

damit zur Unterstützung der Armen hinaus geschickt; im Gespräch werden dann diese Angelegenheiten und daran sich knüpfende allgemeinen Ideen sinnig und verständig besprochen; der Pfarrer ist kein Wortmacher, sondern ächt bürgerlich gesinnt, ein wahrer Menschenfreund, der dem Richter ein Goldstück zurückläßt, während der Apotheker kein Geld eingesteckt zu haben vorgiebt und wenigstens guten Knaster — als ächter Kleinstädter — überliefert. Ebenso ist Schlichtheit und Edelmuth, ächt bürgerliche Gesinnung im anderen Kreise heimisch. Keiner bedient sich der Mittel, welche cultivirte Großstädter anzuwenden pflegen; vielmehr greift ein Jeder selbst zu, wie z. B. Hermann die selbstgekauften Hengste auch selbst anschirrt, die Hausfrau im Garten Alles selbst macht, der Apotheker selbst nachspürend umherläuft. Die durch wunderbare Leitung des Schicksals bewirkte Verheiratung eines Bürgersohnes mit einer gebildeten Jungfrau aus der Schaar der Ausgewanderten darzustellen, war zunächst der Zweck des Dichters; für Hermann war also gerade dieses Elternpaar nothwendig, eine tieffühlende, sorgsame Mutter und ein strebsamer, gutmüthiger, aber sich im Vorwärtsstreben überfliegender Vater; dann wenigstens Ein Vermittler, der in so wichtiger Familienangelegenheit schlichten und helfen konnte; für ein schlichtes, halb ländliches Bürgerleben war aber ein solcher Freund am natürlichsten der intelligente, unter Menschen freundliche Seelenhirt, der an sich poetische Pfarrer (man denke nur an Vossens Luise und an den Goldsmithschen Vicar von Wakefield!). Schon des Contrastes wegen mußte noch Einer eingeführt werden, der zugleich im Aeußerlichen aushelfen konnte, der Apotheker, der in der durch Verkehr mit Menschen erworbenen Cultur dem Wirthe näher stand, denselben aber durch einige Bücherweisheit überragte, um zugleich die wahre gelehrte Bildung des Pfarrers dadurch in ein helleres Licht zu setzen und an dem Wirthe die gesündere, zuversichtliche und theilnehmende Lebensansicht, so wie im Gegensatze zu Hermann das egoistische Besitzen und Erwerben, das kühle Berechnen und äußerliche Verhalten in Herzensangelegenheiten zu zeichnen. So hat auch das Häßliche, Negative, wie im Leben, so in dem idealen Lebensbilde des Epos

seine Stelle, um das Positive, Ewige, Wahre, Schöne recht scharf und wirksam hervortreten zu lassen.

Auf der anderen Seite, der des großen Weltlebens und der Weltgeschicke, waren neben dem gebildeten und zum Weiterbilden der Familie und der ganzen Stadt bestimmten Mädchen der verstorbene Bräutigam als höherer Geist einzuführen, um die Reinheit der Zeitideen hervortreten zu lassen im Gegensatze zu der Verwilderung unter den Händen der selbstsüchtigen, rein äußerlich-cultivirten Franzosen; und kaum bedarf es eines Wortes, daß die flüchtige Masse eines ordnenden concentrirenden Volksführers, des Homerisch oder biblisch gehaltenen Richters bedurfte, an dessen Rede sich so natürlich die Exposition der großen Weltbegebenheit knüpfen ließ; die Pachtersfamilie aber gab die beste Staffage für Dorothea ab.

Das rein Menschliche, ohne kastenartige Standesunterschiede, das den Deutschen so eigenthümliche Gemüthliche und Natürliche, bei aller Einfachheit und Schlichtheit der großartige gewichtvolle Inhalt, eine Größe, die auf innerer Gediegenheit und Schönheit beruht, — dies Alles macht unser Gedicht zu einem E p o s im wahren Sinne des Worts, welches mit Homerischer Einfalt und Würde den tiefen Gehalt Deutschen Lebens und Geistes verbindet, und wir finden die Worte von Gervinus ganz aus unserem Herzen gesprochen, wenn er sagt, — dies Gedicht könnten wir getrost einem alten Hellenen in die Hand geben, und er würde es leicht verstehen und unser Deutsches Bürgerleben klar vor sich zu sehen glauben. Die G e m ü t h l i c h k e i t der Charaktere und Situationen nennt Rosenkranz (über Göthe S. 334 ff.) mit Recht entzückend und führt unter den einzelnen Fällen auch den an, daß Hermann, im Innersten bewegt, seinen geliebten Birnbaum im Felde aufsucht; daß er in seiner Verzweiflung, da der liebste Wunsch ihm nicht gewährt werden soll, sich in den Krieg stürzen und das Vaterland vertheidigen will; und zwar regt sich in ihm die ächte patriotische, nicht die kosmopolitische Tapferkeit. Aecht gemüthlich ferner ist das Zusammentreffen und Annähern Hermanns und Dorotheas:

a) das Wiederspiegeln der Gesichter im Wasserspiegel des Brunnens;

b) das Erblicken des Kammerfensters vom elterlichen Hause, wie beide bei Mondschein unter dem Birnbaum sitzen;

c) endlich die keusche Zurückhaltung Hermanns, als ihm die Strauchelnde an die Brust sinkt.

Die Wirkung dieser Schilderungen ist im höchsten Grade fruchtbar für unser Gemüth, wir fühlen uns, obgleich die Sprache unendlich einfach ist und fast an das Gewöhnliche anstreift, so im Innersten zur Theilnahme erregt und durchweg heimisch, daß wir meinen, der Dichter habe hier unser innerstes, eigenstes Wesen dargestellt, und demjenigen Worte verliehen, was wir als unser Heiligthum anerkennen. Dies ist aber nichts Anderes, als der liebevolle, ebenso wahrhaft menschliche als ächt religiöse Zug in uns, dieses göttliche Erbtheil, wodurch wir allein uns allen Völkern, selbst den ästhetisch gebildetsten Griechen, kühn an die Seite stellen können, wodurch wir uns als ein ursprüngliches Volk, ja als das einzig ursprüngliche unter allen Völkern der neueren gebildeten Welt ausweisen, was uns zu Priestern der ächten Humanität und der Erkenntniß der Wahrheit gemacht hat. In unserem Deutschen Gemüthe haben wir die Bürgschaft, uns nie ganz vom rechten Wege ab, wie z. B. unsere Nachbarn jenseits des Rheins, in Extreme verirren zu können, selbst wenn wir für die uns zugehörige erb- und eigenthümliche Freiheit streiten; ja, durch diese Himmelskraft werden wir die Meister alles Zwiespalts und die ewigen Vertreter der theuersten Menschengüter bleiben. Vermöge unseres Gemüths sind wir der wärmsten, innigsten Hingabe an alles Hohe, Edle, Schöne in Natur und Menschenleben fähig, ohne uns, wie die üppigen Orientalen, in Genußsucht zu verlieren oder, wie die Welschen, einem reflektirenden, sophistischen Raffinement hinzugeben; wir ergreifen vielmehr das Objekt mit vollem, ganzem Herzen, so recht von innen heraus, um es ganz in uns aufzunehmen, so wie wir uns vorher an dasselbe ganz hingeben; wir sind dadurch des innigsten, wahrsten Genusses fähig, aus welchem wir gestärkt und größer hervorgehen. Diese wahre innere Größe, die zugleich ganz Milde und Süßigkeit wie volle Kraft ist, hat eben Göthe hier dargestellt

mit seiner Gefühl und klaren Blick so wunderbar vereinigenden Dichterkraft; Göthe ist in der That der Deutscheste der Deutschen Dichter, wie selbst der urgermanische Jahn und sein gemüthvoller Genosse, Arndt, zugestehen, sein Hermann und Dorothea aber ist nebst Götz von Berlichingen gewiß das nationalste Gedicht, und werth, auswendig gelernt zu werden von Jedermann, wie einst die Hellenischen Knaben den Homer lernten und sich daran für ihr Vaterland begeisterten. Wir werden zur reinen Thathingebung an die ewige Wahrheit, zur reinen Empfindung für das Wohl der Menschen auch durch dieses Gedicht gestimmt, welches Göthe selbst, wie er berichtet, nie ohne tiefe Rührung lesen konnte. „Dies kommt von der Seele der Humanität, die ihren keuschen Athem in jedes Glied des Ganzen einhaucht." (Rosenkranz.)

Daß nun alle Personen, so sehr sie auch der Natur treu geblieben sind, sich doch auf den Gipfel der reinsten Menschlichkeit erhoben haben, ideal und gemüthlich sind, hat sich ergeben aus der Reflexion darauf, wie sie an Allem lebhaften Theil nehmen, helfen, wo sie nur können, und sich zugleich über ihre Gefühle im Gespräch klar zu werden suchen; sehen wir nun auch zu, wie sehr es der Dichter verstanden hat, sie alle recht individuell hinzustellen, indem wir wenigstens einige Andeutungen geben, da diese Partie fast unerschöpflich für die eingehende Betrachtung ist. Gutmüthige Bravheit, Durchdrungensein von den Ideen der menschlichen Würde und Freiheit, von der Gleichheit aller Menschen, ohne Ansehen des Standesunterschiedes, ist allen eigen; aber Ideale sind sie deshalb doch nicht in dem Sinne, daß sie nur maskirte Gedanken wären, farb- und leblose Gestalten (oder meinetwegen Ungestalten); vielmehr sind sie alle, ungeachtet ihrer Idealität, leibhaftige, wirkliche, markig und bestimmt ausgeprägte Gestalten, so daß unsere Phantasie gleich in bestimmten Umrissen sie vorstellen, sie hinmalen könnte, oder mit ihnen wirklich zu verkehren und zu leben meint. Wer auch nur einmal das Gedicht aufmerksam gelesen hat, glaubt einen Tag in dem geschilderten Städtchen selbst gelebt zu haben. Worin hat dieser Zauber der Phantasie seinen Grund? Der Dichter hat nicht blos auf Erregung einer gehobenen Stim-

mung überhaupt, nicht blos auf die Erzeugung gewisser Ideen hingearbeitet, nicht das Unbestimmte hingesprochen und gezeichnet, wie es den blos lyrischen oder philosophirenden Dichtern eigen ist, sondern er hat in seinem Inneren mit der Idee zugleich das ganze Lebensbild in festen Umrissen, in scharfen Contouren und angemessenem, lebhaftem Colorit geschaut, und diese uns in Worten hingemalt. Daraus sind denn Personen hervorgegangen, die auf einem ewigen Naturgrunde ruhen, völlig harmonisch in sich, selbst nicht von Schwächen frei sind als den nothwendigen Momenten des Ganzen, die also wirklich lebensfähig sind. Doch **gemalt** hat Göthe eigentlich nicht, wie er sich denn nie zu dem descriptiven Stile gewisser Vorgänger hingezogen gefühlt, sich vielmehr zu Lessings Gesetzen im Laokoon über den Unterschied von Malerei und Poesie bekannt und der Schule der antiken Dichter, des Homer und Sophokles besonders, entschieden angeschlossen hat. Diese Gesetze der poetischen Darstellung, wie aller Kunst überhaupt, hat W. von Humboldt ausführlich und gründlich in seinem Commentar entwickelt und im Einzelnen an unserem Gedichte nachgewiesen. Wir können, unserem praktischen Zwecke gemäß, ihm nicht überall hin folgen, sondern nur auf das Wesentliche hindeuten.

Das Geheimniß besteht in dem, was man **plastisch**, d. h. mit wenig Mitteln, schlicht darstellen nennt, in der Fähigkeit, die Einbildungskraft zur unwillkürlichen Erzeugung des totalen Bildes zu disponiren. Hierin ist Homer Meister, aber der moderne Dichter steht auf einem universellen Boden, und namentlich ist der Deutsche auf das Innerliche, die Welt des Gemüths, dessen Wärme, Tiefe und Ernst angewiesen; mithin muß er aus dem Inneren heraus construiren und die Gesinnung an einzelnen bestimmten kräftigen Zügen hervorbrechen und das nie darstellbare Ganze der Idee hervorglänzen, wenigstens ahnen lassen. Je mehr nun Jemand fähig ist, selbst dieses Ideale klar und in gewissen festen Zügen erkennen zu lassen, ohne je vom Boden der Anschauung wegzuführen, desto vollkommener ist er; denn absolute Congruenz der Form und des Inhalts ist bei uns Cultur- und Christenmenschen nicht mehr in dem Grade möglich, wie bei den ju-

gendlichen realistischen*) Hellenen. Am meisten Sinnlichkeit, Körperlichkeit für einen idealen Inhalt des Gemüths, ohne je dem schönen Maße untreu zu werden, besitzt aber entschieden Göthe; im Maßhalten kann weder Shakspeare noch Schiller, noch weniger irgend ein Romantiker oder gar ein politischer Dichter der Gegenwart gegen ihn aufkommen. Man vergleiche nur einen Gesang aus der Klopstock'schen Messiade, oder Wielands Oberon, oder Kleist's Frühling, oder selbst Voßens Luise (worin das rein Poetische durch Alltäglichkeit manchmal verdrängt ist und die innere ideelle Bewegung, von der steiferen Form abgesehen, auf ein zu geringes Maß herabgesetzt ist), oder was man aus der modernen epischen Poesie wählen mag, und die Einzigkeit Göthe's wird, was die ideale Kunstform anbetrifft, sogleich ins Auge springen. Göthe ist seelenvoll und maßvoll zugleich; Deutsch und doch so ganz Hellenisch! Wenn andere Dichter der romantischen oder nachchristlichen Literatur zu oft dem Spiele der willkürlichen Phantasie huldigen, so ist in unserem Gedichte schlechthinnige Nothwendigkeit und Wahrheit. An der Zahl und Art der gewählten Charaktere haben wir dies oben nachgewiesen; schon aus der Idee des Stücks läßt sich der Beweis dafür mit größter Evidenz führen, nur muß man dem Dichter nicht ein einseitiges, d. h. falsches Gesetz aufzwingen, etwa blos die logische statt der ästhetischen Nothwendigkeit ins Auge fassen. Die Phantasie hat ebenfalls ihre Gesetze, die heraus-

---

*) Realistisch sind die Alten, und keineswegs ideal in dem Sinne, wie wir Christen und Deutsche es sind und sein müssen; gerade wegen dieses Realismus, wegen der Leiblichkeit und Körperfülle ihrer literarischen und praktischen Handlungen studiren wir sentimentalen, träumerischen, „am Narrenwagen der Subjectivität mehr oder weniger ziehenden" Modernen die Literatur und Kunst, Mythologie und Geschichte der Hellenen, denen die orientalische Phantasie und fremde störende Cultureinflüsse nicht hinderlich sind an wahrer Auffassung des Wirklichen und die von banausischer Reflexionsauffassung selbst der Römer, wie der nicht selten verlogenen Romanen der Neuzeit weit entfernt sind. Ideal sind die Hellenen nur insofern, als sie eben das Bleibende, Allgemeine an allem Wirklichen rein aufzufassen und concret oder lebensfrisch darzustellen wissen. Die gemeine Sprache aber hat etwas Anderes im Sinne, wenn sie von Idealität spricht.

zufinden sich Denker und Dichter angelegentlich bemüht haben. Die Philosophen Kant, Schelling, die Schlegels, Solger, Hegel, W. v. Humboldt, Vischer und viele Andere haben sich um systematische Auffassung bemüht, und man muß ihre Ideen kennen, um das vorliegende Besondere richtig auffassen und beurtheilen zu lernen; selbst die historische und naturwissenschaftliche Methode wird uns fördern und zu geistvoller Erfassung des Allgemeinen im Besonderen behülflich sein können. W. v. Humboldt stellt den richtigen Satz auf: „An demselben Faden, an dem das Genie des Dichters diese mannigfaltigen Gruppen (die sich aus der Welt vor dem idealisirenden Blicke absondern) aus einander entwickelt, an demselben geht die Phantasie des Lesers von der einen zur anderen über, und sobald einmal eine einzig idealisch gezeichnete Figur dasteht, nöthigt sie von selbst, andere und wieder andere und so viele hervorzurufen, bis sie einen Kreis vollendet hat, der für den jedesmaligen Grad der künstlerischen Stimmung hinlänglich groß und umfassend ist. Wenn nun beides, die Einbildungskraft so gestimmt und der Gegenstand so bearbeitet ist, daß die erstere bei keinem einzelnen Punkte stehen bleiben und der letztere sie auf keinen Einzelnen heften will, so kann nicht anders, als erst mit der Vollendung des ganzen Kreises, mit vollkommener Totalität Stillstand und Ruhe eintreten. Wie ist es z. B. möglich, das Alter des Jünglings lebendig zu schildern, ohne daß der Phantasie zugleich das Kind, aus dem er hervorgeht, der Mann, dem seine Kraft entgegenreift, und der Greis, in dem die letzten Funken seines auflodernden Feuers verglimmen, gegenwärtig wären?" Ebenso schwebt der Phantasie bei der Zeichnung eines Helden nothwendig zugleich der ruhige Denker und der friedfertige Pflüger vor. Mithin „liegt in jedem guten Gedichte eine doppelte Verwandtschaft der Einzelheiten. Einmal sind sie durch die Einheit des Grundgedankens und Grundgefühls, welches sich in jedem Theile abspiegelt, dann nach den Gesetzen der Beigesellung (Association), welches in ihrer Aufeinanderfolge sichtbar wird, verwandt. Das erste könnte man die Verwandtschaft der Idee, das zweite die Verwandtschaft des Stoffes nennen. Ein Gedicht für geistige

Bildung gut erklären heißt die doppelte erwähnte Verwandtschaft der Einzelnheiten durchgängig nachweisen"*).

In Bezug auf die beiden Hauptpersonen sind vorhin einzelne Züge angedeutet worden, die zugleich so charakteristisch sind, daß die Gestalten lebhaft vor uns stehen. Zugleich hat der Dichter beide immer mit Beziehung auf einander gezeichnet, und zwar so, daß Hermann im Anfange zwar abwesend ist, aber durch die Erwähnung des Vaters schon vorläufig in einigen Hauptzügen vorstellig gemacht wird. Am Schlusse des ersten Gesanges wird seine Ankunft fast hörbar, wie er mit dem Wagen unter den Thorweg fährt, angekündigt, und im Anfange des zweiten Gesanges steht er gleich als ein veränderter Mensch vor unseren Augen, indem der Pfarrer ihn nach dem so eben empfangenen Eindrucke schildert. Der schlichten Natur Hermanns ist es nun gemäß, daß er ohne sonderliche Erregtheit erzählt, wie es ihm draußen ergangen sei; so ruhig auch diese Erzählung ist, so fest und klar ist doch darin das Bild des Mädchens mit allen Umständen gezeichnet. Wir sehen das kluge, sichere, kräftige Mädchen, den tüchtigen Wagen, die vom Stroh matt sich erhebende bleiche Wöchnerin vor uns, und nehmen den Eindruck wahr, den das alles auf Hermann macht, indem er alle mitgebrachten Sachen jenem Mädchen zur Vertheilung voll Vertrauen übergiebt. W. v. Humboldt hat auf das Treffende in der Zeichnung aufmerksam gemacht, insofern darin Alles geeignet sei, die Phantasie zur Erzeugung des ganzen Bildes zu disponiren. Schlagend malt sich die Veränderung im Inneren Hermanns in der Aeußerung seines Entschlusses, daß er gerade jetzt sich am liebsten verheiraten möchte. Durch die ganze, im Streite mit dem Vater hervorgerufene gewaltige Bewegung in ihm waltet der Eindruck jenes Mädchens hindurch, bis er endlich durch die Mutter zum Geständnisse gebracht wird. Wie groß das Mädchen vor seiner Seele dasteht, beweisen die Worte gegen den noch halb unwilligen, überraschten Vater (im V. Ges. z. A.), so daß sie, um Hum-

*) Poggel über die Ausbildung des Sinnes im Menschen. Münster 1833. S. 138.

boldt's schönen Vergleich anzuführen, „wie der Göttinnen eine erscheint, die vom Olymp herabsteigen, um die Sterblichen zu beglücken.“ Sie wird den Königen und Fürsten, die durch die Noth der Zeit zur Flucht hingedrängt worden sind, an die Seite gestellt. Erst als Hermann den Freunden, welche, um Kundschaft über das Mädchen einzuziehen, mit hinaus gefahren sind, genöthigt wird, Kennzeichen anzugeben, tritt bestimmter die Gestalt der Verehrten hervor; sie wird nur nach den Kleidern geschildert; in dem Contour bleibt der Phantasie durchaus keine Lücke, vom Kopfe bis zum Knöchel. Aber der Dichter will sie unauslöschlich fest einprägen, deshalb zeichnet er sie nicht blos nach dem Ausdrucke im Gehen, sondern auch im Sitzen (VI. Ges.). Mit bewunderswürdigem Takte ist zunächst blos die äußere Gestalt und nicht auch zugleich der innere Charakter beschrieben; denn einmal ist Hermann nicht der Mensch, der durch seine Empfindung die einfache Darstellung des Geschehenen zu unterbrechen sich gedrungen fühlen könnte, und sodann ist für die Freunde, um an gewissen Merkmalen die Dorothea gleich zu erkennen, jene äußere Schilderung am passendsten. Gerade an dieser Schilderung kann man mit W. v. Humboldt den Charakter des ganzen Gedichtes erkennen, welcher richtig bemerkt, daß Hermanns Charakter wieder in anderen Umständen, in anderen Charakteren gegründet ist, und diese wieder in anderen und im Ganzen. Endlich tritt das außerordentliche Mädchen unmittelbar selbst handelnd und redend auf den Schauplatz, der Nimbus der verschönernden Phantasie eines durch Liebe erregten Gemüthes schwindet, an die Stelle des epischen Charakters tritt der dramatische, und nun ist wieder die Kunst des Dichters zu bewundern, mit der er abwechselnd durch Handlung und Gespräch das Innere beider Personen enthüllt. Dem Inneren läuft parallel die Bewegung in der umgebenden Natur, so daß die letztere das Gegenbild der inneren Bewegung liefert. Dadurch gewinnt die ganze Darstellung an Lebendigkeit und Kraft; die äußere Schwüle malt zugleich die innere in den Gemüthern, ein kleines Mißgeschick kündigt gleichsam vorher die nachher eintretenden Mißverständnisse an, und die Spannung in dem liebenden Paare, wie im Kreise der

harrenden Eltern und Freunde ist so groß, daß der Dichter einen Ruhepunkt nöthig findet. Erst nachdem die Spannung in dem Familienkreise durch eine ebenso erhabene, als wohlthuende Erklärung des Pfarrers über den Kreislauf des ganzen Lebens in etwas gemildert ist, treten die beiden hohen Gestalten herein. Die Phantasie des Lesers ist gehörig vorbereitet und gewiß ist es wieder ganz angemessen, daß „die Bildung der Braut des Bräutigams Bildung vergleichbar" genannt wird, daß ferner das lebhafte Staunen der Freunde und Eltern über das herrliche Paar angedeutet wird.

„Ja es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle."

Die innere Größe des Mädchens zeigt sich deutlich in ihrem Geständnisse und in dem Entschlusse, trotz des fürchterlichen Gewitters mit dem Bündel unter dem Arm wieder fortgehen zu wollen, und endlich zum Schlusse in den Worten über das Schicksal und die Ideen des verstorbenen Bräutigams.

Auffallen kann, daß keine einzige der Personen der äußeren Gestalt und dem Habitus nach außer der Dorothea geschildert ist, aber darin liegt deutlich der Unterschied des modernen bürgerlichen Epos von dem heroischen antiken Homers und dem romantischen abenteuerlichen Ariost's. Unserem Dichter nämlich kam es offenbar mehr auf die genauere Zeichnung der Gesinnung und überhaupt des Inneren an. Daher so viel Gespräche, in denen sich ungezwungen der Ideengehalt einer intellectuellen Welt darlegt. Ueberall aber herrscht die größte Klarheit, Bestimmtheit, Ruhe, eine Ruhe, wie sie der Anblick eines Naturwerks gewährt. Was Göthe von Homers Dichtungen rühmte, daß er sie im Angesichte der südlichen Natur in Sicilien ganz getreu und naturgemäß darstellend gefunden habe, dasselbe muß man von diesem Werke Göthe's sagen. Der Dichter schildert nicht seine Empfindungen von der Sache, sondern die Sache selbst, so klar, ruhig, scheinbar unbewegt war des Dichters Seele beim Produciren. „Diese objektive Stimmung führt eine zwar langsamere, aber inniger eindringende Wärme, und eine minder feuerige, aber höhere und dauerndere Begeisterung mit sich, als die entgegengesetzte sentimentale" (W. v. Humboldt). Daß Göthe selbst

den Maßstab der plastischen Kunst bei der Beurtheilung seines Werks wollte angelegt wissen, beweisen die Worte eines Briefs an seinen Freund Meier, den großen Kenner der Kunst, vom J. 1797: „Es kommt nun darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, von der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Costüm die wahren ächten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden." Also auf Wahrheit arbeitete er hin: die fruchtbarsten Studien der Menschenfiguren in Italien hatten ihn, wie die Italienischen Briefe beweisen, dazu befähigt; Staunen über die Unergründlichkeit dieser Formen, sinniges, unermüdetes Betrachten und Nachzeichnen war seine liebste Beschäftigung gewesen, und kein Dichter der neueren Welt besaß mehr Talent zu solcher Betrachtung und Darstellung, als eben Göthe. Dieses ächt Künstlerische, das Erbtheil des Hellenischen Volks, haben wir an Göthe zu studiren und zugleich zu lernen, wie wir Gefühls- und Phantasiemenschen dessen gleichfalls fähig sind. Er fordert unaufhörlich einen reinen, kindlichen Sinn in der Betrachtung der Naturgegenstände, einen Sinn, der ganz auf dem Gegenstande ruht, und nicht etwa, wie es uns zerstreuten und überbildeten Menschen so oft ergeht, während er eine Blume oder einen Käfer vor sich erblickt, zugleich an die Sonne oder an sonst etwas Anderes denkt, so daß vor allem Reflectiren gar kein eigentliches Sehen, Leben und Erleben aufkommen kann. Aus diesem, so zu sagen, naturhistorischen Sinne entsprang dem Dichter die Einfalt, die stille Kraft, das Treffende in der Darstellung; nie wird man das Glänzende dem Wahren vorgezogen finden. Darin ist nun das vorliegende Epos wieder ausgezeichnet. „Der Gegenstand selbst," sagt er weiter in dem angeführten Briefe, „ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben nicht zwei Mal findet." Man nehme Hermann, wie er mit seinen Pferden hantiert, sich als Knabe mit den Genossen im Zorne herumschlägt, wie er schlicht erzählt, wie er sich am Brunnen gegen das geliebte Mädchen benimmt; oder man denke an den Gastwirth in seinem ganzen Behaben, oder an die Mutter in

ihrer kindlichen Naivetät aus den frühern Jahren, in ihrer Liebe zum Sohne, in ihrer Geschäftigkeit, die so wahr und treffend im vierten Gesange vorgeführt wird, und man wird in Humboldt's Urtheil einstimmen müssen, daß nur ein Göthe ein so natürliches Verhältniß und Wesen ohne alle Spannung, ohne allen Prunk so dichterisch habe darstellen können. So natürlich, fast prosaisch, und doch poetisch! — Doch genug von einer Seite der Betrachtung, die kaum zu erschöpfen ist.

Nur auf Eines möge die Aufmerksamkeit noch hingelenkt werden. Der Epiker hat nicht die Personen gleichsam als Spitzen, für sich denkend und handelnd, hervorzuheben, sondern dieselben vielmehr im Zusammenhange mit den äußerlichen Zuständen darzustellen. Die breite Basis, auf der sich die Figuren erheben und bewegen, muß hingezeichnet werden, um diese gleichsam als naturwüchsige Produkte durch Boden, Umgebung, Sitten und Gebräuche bedingt erscheinen zu lassen. So können die epischen Gedichte zu gleicher Zeit als Culturgemälde für die Zeit ihrer Entstehung betrachtet werden.

G.'s Hermann und Dorothea als Culturgemälde.

Achten wir hierauf in unserem Gedichte, so stellt sich eine Aenderung gegen die vergangene Zeit 1. in der Kleidung heraus; der Wirth klagt über die neue Mode, welche die alte Bequemlichkeit, im Schlafrock, Pantoffeln und Mütze zu erscheinen, verbannt habe und dagegen verlange, der Mann solle immer gestiefelt, in Surtout und Pikesche (d. h. im Polnischen Schnurenrock) sich zeigen. [I. Ges.]) 2. Rücksichtlich der Geräthschaften und Wohnungen werden als neu „die geöffneten Wagen aus Landau" (I. S. 5) erwähnt; ächt Deutsch wird Rheinwein in geschliffener Flasche, Dreiundachtziger, aus grünen Römern getrunken; glänzend gebohnt der runde, braune Tisch, auf mächtigen Füßen stehend. (Die sehr individuelle Schilderung I. S. 10.)

Der dritte Gesang schildert die Reinlichkeit und Nettigkeit der ganzen Stadt, und man hat schon einen Blick in die Zukunft, wo der beschlossene Chausseebau fertig sein wird; das Kaufmannshaus glänzt vor allen durch große Fenstertafeln, Stuckatur der weißen Schnörkel in grünen Feldern; da-

durch ist die Apotheke um ihren frühern Glanz gebracht; zwanzig Jahre vorher wurden die Bilder von Stein (die Bettler und farbigen Zwerge) im Garten, die Grotten mit Muscheln, Korallen und Bleiglanz geziert, allgemein bewundert, sammt der Malerei, Herren und Damen im Französischen Geschmacke halb raffinirt, halb idyllisch dargestellt. Schnitzwerk und Vergoldung gilt nun gar nichts mehr, man liebt nur gleichfarbige Geräthe aus fremdem Holze, dem theueren Mahagoni.

3. Unter dem Einflusse der höflichen Nachbarn jenseit des Rheins sind feinere Lebensformen im Verkehr der Menschen mit einander und in den Familien einheimisch und beliebt geworden, deren Wirkung auf Ausgleichung schroffer Unterschiede und Versittlichung im VIII. Ges. S. 76 f. angedeutet wird.

Ferner gehören zur Erhöhung der Freude in der Gesellschaft Musik und Clavierspiel (II. Ges.). Endlich wird ausdrücklich (VI. Ges.) die frühere Art der Bewerbung um eine Braut der gegenwärtigen entgegengestellt. Ehedem wurde diese Angelegenheit wie ein Geschäft von den Eltern für den Sohn durch Vermittlung eines Freiersmanns betrieben. Die Innerlichkeit wird nunmehr höher geachtet, der Sohn wirbt in eigener Person und entscheidet sich aus sich heraus, selbst gegen den Willen des Vaters; der Wirth dagegen hatte in seinen Jahren, obgleich ohne Freiersmann, durch seine Mutter mit dem Vater der Braut unterhandeln lassen (II. Ges.).

Nimmt man hinzu, daß der Hauch bürgerlicher Gleichheit durch das Gedicht hindurch weht, daß alle Personen, ohne Standesunterschied, wie Gleiche mit einander umgehen, und daß der Hochmuth der Kaufmannsfamilie sehr übel vermerkt wird, so ist der Fortschritt der Cultur im Gegensatze zur früheren Beengtheit klar vor Augen gestellt.

Nicht minder reich ist das Gedicht an

Schilderungen allgemein menschlicher Zustände.

Vor allen anderen sticht hervor die große Bewegung in Folge der Französischen Revolution, die nach ihrer Entstehung (Paris und die Freiheitsapostel, Freiheitsbäume, hinreißende Beredsamkeit) und in ihrem Fortgange geschildert wird (Krieg zwischen den Franzosen und den Deutschen, die Furie des

Grolls und losgeketteter Brutalität; die Lichtseiten neben dem starken Schatten). VI. Ges. — Diesem Gemälde entspricht das Bild des Zuges der Auswanderer (I. und VII. Ges.), charakterisirt durch die Unbesonnenheit, Hast, Selbstsucht der Eilenden (vgl. V. Ges. z. E.). Die furchtbare Zerrüttung (VII. Ges. z. A. und IX. z. E.), die Wichtigkeit und Bedeutung des ganzen Zeitalters wird kräftig gezeichnet.

Im zweiten ruhigen Kreise entspricht jenem Unglücke die Schilderung des Brandes vor zwanzig Jahren mit seinen guten Folgen für den Fortschritt und für die Verbindung der Eheleute (II. Ges.). Besonders reich ist das Stück an Situationen des Familienlebens überhaupt. So die Pachtersfamilie, der sich Dorothea angeschlossen hat, eine kranke bleiche Wöchnerin (II. Ges.), das neugeborene gewickelte Kind und die Verhältnisse zu demselben, zur Mutter und zu Dorothea als der zweiten Mutter, die verlorenen und nun wieder gefundenen Kinder; der Abschied der Dorothea (VI. und VII. Ges.). In Bezug auf die Familie Hermanns gehören hieher folgende Scenen, die wir nur kurz andeuten wollen: Die Verlobung der Eltern (II.); die unbedingte Anhänglichkeit Hermanns an seine Eltern, wie die anderen Jungen wüthend von ihm gestraft werden für ihren Spott über den würdigen Vater (IV.), ferner wie er nie fortging, ohne der Mutter es vorher zu sagen, wohin er gehe (IV.). Die geschäftige Hausfrau, die zärtliche Liebe der Mutter, die Verzweiflung des Liebenden rc. (IV.).

Hermann und die Kaufmannsfamilie oder die verschämte ungelenke Gutmüthigkeit und die lieblose Eitelkeit. (II.) — Der Ungeduldige und das Bild des Todes (die sargbereitenden Tischler dem Hause des Apothekers gegenüber im IX. Ges. zu Anfang).

Ein Bild der verschiedenen Thätigkeiten der Menschen giebt der Anfang des V. Ges.: Der Kaufmann und der Ackersmann, der Klein- und Großstädter. Außerdem noch einzelne Andeutungen, wie das Fest der Weinlese (IV.), die Hirten und Schnitter, wie sie unter dem Birnbaum ruhen (ebend.), endlich das Wasserschöpfen am großen Brunnen (VI.).

Aber wie verhalten sich diese einzelnen Theile zum Gan-

zen? — Die Beantwortung dieser Frage wird uns die Feinheit der Composition klar machen.

Die Architektonik des Gedichts.

Des Dichters Streben war, zu zeigen, wie Hermann unter den unglücklichen Auswanderern das treffliche Mädchen findet, welches ihn ganz zu beglücken, zu entwickeln und selbst dem großen Weltschicksale gegenüber zum muthigen und entschlossenen Manne zu machen vermag. Das Zusammentreffen Beider, die Wirkung der hochherzigen und verständigen Jungfrau auf den Jüngling, sein plötzlicher Entschluß, um sie zu werben, der durch das Hinderniß von Seiten des Vaters um so fester geworden ist, und das Geständniß der Geliebten — diese Punkte ergeben sich sogleich als Hauptmomente der Handlung. Mit immanentem Pragmatismus sind diese Momente zu verknüpfen; der Boden für das Geschehende muß bereitet, Alles, was zur Erklärung des Gegenwärtigen nöthig ist, aus der Vergangenheit zurückgreifend hereingehoben werden, und, da der Dichter die Handlung in ihrer inneren Bedeutung und Größe vorführen will, sind auch solche Andeutungen passend einzuflechten. So ergeben sich nach der verschiedenen Art von Motiven (Nach Göthe's Kanon 1. fortschreitende, 2. zurückgreifende, 3. aufhaltende oder episodische) drei Punkte, welche zu erläutern sind.

1. Wie ist die Handlung fortgeführt?

Der Dichter versetzt uns gleich im Anfange in die Familie, von welcher die Bewegung ausgeht und welcher aus dem vorüberrauschenden Weltstrome eine kostbare Perle zugeführt werden soll. Damit ist der Mittelpunkt, auf welchen alles Weitere bezogen wird, hingestellt. Der Zug der Auswanderer bildet zunächst nur den Hintergrund, Hermann ist von den mildthätigen Eltern mit allerlei Gaben hinaus geschickt, um die Hülflosen damit zu unterstützen; dies ist der Beginn der Handlung. Das Bild des Zuges erhalten wir vom Apotheker, und der Wirth, durch diese Schilderung feierlich gestimmt und tiefer bewegt, knüpft an das allgemeine Schicksal des Vaterlandes den Wunsch seiner Familie, daß nun endlich auch der Sohn zur Heirat sich entschließen möchte. So ist die Hauptangelegenheit gleich im Anfange angedeutet

(I. Ges.). Der Sohn, unterdeß zurückgekehrt, erzählt, wie und an wen er die Gaben vertheilt habe. Der Eindruck des Gesehenen und Erlebten giebt sich in dem zur Freude seiner Eltern geäußerten plötzlichen Wunsche kund, sich gerade in dieser schwankenden Zeit zu verheiraten. Es kommt aber rücksichtlich der Wahl zum heftigsten Streite zwischen ihm und dem sonst unbedingt verehrten Vater. Während nun die Mutter dem fortgegangenen Sohn nachgeht, um ihn wieder zu beruhigen, und ihm endlich das Geständniß seiner Wahl entlockt, hat der Pfarrer den Vater, der sich ungehemmt über seine Ansichten ausgesprochen hat, ruhiger und milder gestimmt, so daß er der mit dem Sohne wieder eingetretenen Gattin und dem Freunde nicht mehr widerstehen kann. Dieser Gang ergiebt sich mit Nothwendigkeit aus der verschiedenen Richtung des Vaters und des Sohnes, unter Mitwirkung des Schicksals; der herausgetretene Gegensatz wird durch die liebende Mutter und den weisen Pfarrer vermittelt; ganz einfach ergiebt sich nun das Weitere, daß man doch nach der Unbekannten sich erst gehörig erkundigen müsse, um die Eltern zu beruhigen und ihm zu seinem Glücke zu verhelfen. Jetzt erst hält es der Dichter für angemessen, uns unter die Auswanderer selbst zu führen, uns mit ihrem Schicksale so wie mit den Erlebnissen und Tugenden des Mädchens bekannt zu machen.

Der Streit zwischen Vater und Sohn hat die Handlung in lebhaften Gang versetzt, der Sohn ist sogleich zum Entschlusse und zur Erklärung darüber gedrängt. Dies die Hauptwendung in der Handlung. Das Zusammentreffen Hermanns und Dorotheas am Brunnen, wo der Besorgte harrete, und der Antrag desselben, sie zur Magd zu miethen, sowie der schnelle Entschluß des Mädchens, darauf einzugehen, ist in den Umständen und in der Stimmung beider gegründet. Hermann nämlich ist zu feierlich gestimmt, durch den Ring am Finger des Mädchens zu besorgt gemacht, als daß er seine Absicht unmittelbar gestehen sollte; er ist froh, sie zunächst nur ins Haus zu bekommen, und verspart die Werbung auf die Ankunft daselbst. Dorothea aber ist in so hülfloser Lage, und so arm, daß sie die Hoffnung auf den wirklichen Besitz

des Jünglings nicht hegen kann, und sie muß jenen Antrag sehr annehmbar finden. Dieser Antrag bildet die zweite Hauptwendung; die dritte endlich ist gegeben in der Verstellung des Pfarrers im Hause der Eltern, wodurch er die angerichtete Verwirrung noch fortdauern läßt und das gereizte Mädchen soweit hinauf spannt, daß sie, im Begriff, wieder fort zu gehen, ihre Neigung zu Hermann gesteht, und somit das letzte Hinderniß zur glücklichen Verlobung entfernt.

So schreitet die Handlung in stetigem Flusse unaufhaltsam bis zum Ende fort, wo alle Fäden zusammen laufen*).

Nachdem wir nun kurz den Verlauf der eigentlichen Handlung und dessen, was vor unseren Augen vorgeht, prüfend betrachtet haben, müssen wir nun noch zusehen, wie die erklärenden und vervollständigenden Nebenpartieen vertheilt sind.

2. Die Feinheit der Composition in der Exposition der Vorfabel.

Bekanntlich erkennt man die Kunst eines Dramatikers und nicht minder die eines Epikers besonders auch an der Geschicklichkeit, mit der das Vorzeitige eingewebt wird. Man nennt dies gewöhnlich schlechthin die Exposition, fügt aber in neuerer Zeit, um der Deutlichkeit willen, den Ausdruck: Vorfabel zum Unterschiede von dem eigentlichen Stoffe der Handlung, d. h. der Fabel, hinzu. Göthe selbst äußert sich hierüber öfters, so z. B. in den Gesprächen mit Eckerm. (II. S. 328.) „Heute will Niemand mehr von Exposition etwas wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Akte erwartete, will man jetzt schon in den ersten Scenen haben, und man bedenkt nicht, daß es in der Poesie wie mit dem Seefahrer ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst auf einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann." An einer anderen Stelle (ebend. I. S. 251.) heißt es: „Ein Drama muß symbolisch sein, d. h. jede Handlung muß an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinlenken. Der Tartüffe von Molière ist in dieser Hinsicht ein großes Muster; gleich die erste Scene groß in der Exposition, Alles ist sogleich von Anfang herein höchst bedeutend,

*) Göthe selbst bemerkt in einem Briefe an Schiller, daß kein ausschließlich episches Motiv, d. h. kein retrogradirendes darin sich befindet.

und läßt noch auf Wichtigeres schließen, was kommen wird. Die Exposition in Lessings Minna von Barnhelm ist auch vortrefflich (die beiden ersten Akte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, wovon man noch immer lernen kann ebend. 2. Th. S. 328.); allein diese des Tartüffe ist nur einmal in der Welt da; sie ist das Größte und das Beste, was in dieser Art vorhanden." Daß wir diese auf das Drama bezüglichen Belehrungen hier anwenden, wo es sich doch um ein Epos handelt, ist kein Widerspruch, weil, wie aus dem Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller hervorgeht, diese Dichter selbst in Hermann und Dorothea eine Hinneigung zum Drama, einen mehr dramatischen Gang bemerkten. Wie groß Göthe in der Exposition überhaupt war, beweist schlagend seine Iphigenie *). Beobachten wir das dahin Gehörige nun auch in unserem Epos. Zunächst a) ist ein Theil der Vorfabel die Erzählung vom großen Brande, der etwa zwanzig Jahre früher fast die ganze Stadt in Asche legte, aber dadurch die Veranlassung zu schnellerm Fortschritte in der Cultur wurde. Sie wird der Mutter in den Mund gelegt, welche durch die Aeußerung des Sohnes, sich gerade in dieser bösen Zeit, wo so manches Mädchen des schützenden Gatten und der Mann des erheiternden Weibes bedürfe, verheiraten zu wollen, ganz natürlich dazu angeregt wird. Auch die Eltern hatten ja im Unglücke auf den Trümmern der niedergebrannten Stadt sich gefunden, und so war ihnen Glück und Segen aus dem Unglücke selbst hervorgegangen; sie billigt den gleichen ehrenhaften Entschluß des Sohnes. So wird der Ursprung der Ehe aus der sittlichsten Quelle hergeleitet, und zugleich die große Bedeutung derselben angedeutet. Auch charakterisirt diese Erzählung die leichte und schnelle Art des Vaters zu handeln und die Naivetät der Mutter im Gegensatze zum tieferen und schwereren aber leidenschaftlicheren Sohne im ähnlichen Verhältnisse. Sodann b) versäumt der Dichter nicht, durch zurückgreifende Erzählung anzugeben, warum Hermann bis dahin so schüchtern, unaufgeschlossen, ohne Neigung zu einem Mädchen in der nächsten Umgebung hin-

*) Vergl. Hiecke zu Sheakspeare's Macbeth. S. 70.

lebte. Durch einen Vorfall in der reicheren und cultivirteren Kaufmannsfamilie ist er zu bitter gekränkt, und dadurch auf immer von solcher eiteln Cultur zurückgeschreckt worden. Der Sohn mußte dies natürlich gleich da erzählen, als der Vater seinen Wunsch in Hinsicht auf die Töchter jenes Hauses aussprach (II. Ges. S. 21.). Endlich c) legt er von seiner unbedingten Ehrfurcht gegen seinen Vater selbst Zeugniß ab, indem er der Mutter erzählt, wie er als Knabe wüthend an seinen Gespielen jedes beleidigende Wort über die Art des Vaters gerochen habe (IV. Ges.). Nun tritt seine durch die Liebe zu jenem Mädchen gewordene Selbstständigkeit dem Vater gegenüber schlagend hervor; die Liebe scheidet auch den kindlich ergebensten Sohn von den verehrten Eltern, um neue, festere Bande zu knüpfen; ein Beweis seiner kräftigen festen Gesinnung; die Angelegenheit ist so bedeutend, daß Alles auf dem Spiele steht; zugleich rettet er sein Ehrgefühl gegen die Vorwürfe des Vaters, der ihm alles Weiterstreben und eine kräftige Innerlichkeit überhaupt abgesprochen hatte. d) Auch erfahren wir in der Schilderung des Ganges, welchen die Mutter durch die Gärten und den Weinberg hin aus dem Pförtchen der Stadtmauer hinaus aufs Feld macht, daß ihr Ahnherr hoch angesehener Burgemeister gewesen sei, dem die Bürger gestattet hatten, dort eine Thür durchzubrechen. Ferner aus Hermanns Munde (VII. S. 68.) vernehmen wir, daß ihm eine Schwester früh durch den Tod entrissen sei, welche nun die Mutter ersetzt wünsche.

Wie wir so über Hermanns Familie das Nöthige aus der Vergangenheit erfahren, hören wir auch einiges über die früheren Verhältnisse der Freunde.

e) Vom Apotheker erfahren wir, daß er früher viel auf die Verschönerung seines Hauses gewandt und viel Gäste in seinem Garten gesehen habe; daß dies nun vorbei sei, verstimmt ihn in Betreff der Gegenwart. Diese Aeußerung bringt er da an, wo der Wirth von seiner Neigung zum Verschönern spricht. — Sodann erklärt sich sein Hang zum Reflectiren und Resigniren aus der Erzählung von seiner prickelnden Ungeduld in der Knabenzeit und aus der Art, wie sein Vater dagegen auftrat, der ihm aufs Schneidendste den Tod

als Schreckbild und als das Ende von allem Leben aufstellte. Motivirt wird diese Erzählung durch den gegenwärtigen Moment, als die gespannteste Ungeduld im Hause des Wirthes vor der Ankunft des Sohnes und der Dorothea Mißstimmung hervorzubringen drohete (IX. z. Anf.).

f) Vom Pfarrer wird aus der Vergangenheit nur der längere Aufenthalt in Straßburg in Gesellschaft des Barons angeführt; hieraus wird seine Geschicklichkeit auch in äußeren Dingen, seine Kenntniß des höheren gesellschaftlichen Lebens klar und seine fast natürliche Schlichtheit erscheint nun um so ehrenhafter. — Passend vorgebracht wird diese Nachricht da, wo er allein mit dem Apotheker zurückfährt, und dieser allzuängstlich sich ihm nicht anvertrauen will (VI. z. E.).

g) Wie für Hermann und seine Eltern, war auch für die Dorothea und zwar in einem noch höheren Grade die Einflechtung der Vorgeschichte nöthig, um sie in ihrer ganzen Tüchtigkeit erkennen zu lassen und ihre, man möchte sagen, bewußte Aufgeschlossenheit zu erklären. Nach der Anlage des Ganzen konnte dies erst da geschehen, als die Freunde, um Kunde über sie einzuziehen, zu der Gemeinde gekommen waren und sich deshalb an den Richter gewandt hatten. Dieser aber trat für die Ankommenden sogleich in einer ächt richterlichen Handlung würdig und verständig in den Vordergrund; natürlich wendet sich also der Pfarrer an ihn zunächst. Aus seinem Munde erfahren wir, ohne daß er Dorothea nennt, ihre Heldenthat und weiterhin die sorgsame Pflege ihres Oheims, so wie den Schmerz über den Verlust des kühnen, edlen Bräutigams (VI. G.). Was aber dieser Bräutigam für sie gewesen, wie er auf ihre Gesinnung und Lebensansicht eingewirkt, das erfahren wir noch zuletzt aus dem Worte der Dorothea selbst, wie sie vom Pfarrer aufgefordert wird, sich über die Bedeutung des Ringes am Finger, der Hermann so besorgt gemacht hatte, zu erklären.

3. Die Feinheit der Composition in der Einwebung allgemein menschlicher Situationen und charakteristischer Züge des damaligen und vormaligen Culturzustandes.

Welchen Maßstab werden wir bei diesem Nachweise an-

zulegen haben? — Wir müssen die poetische Nothwendigkeit nachweisen, in wie fern diese Züge zur Erleuchtung des Gegenstandes, zur Verlebendigung und Erhöhung ächt epischer Wirkung beitragen. So viel ist wohl auf den ersten Blick klar, daß durch die Schilderungen der großen Weltbewegung und der Noth der unglücklichen Auswanderer die Handlung, welche sich um die Liebe von zwei Personen, die sich unter solchen Verhältnissen treffen, dreht, um eine bedeutende Stufe höher gehoben, ja daß unser Gedicht aus dem rein idyllischen Charakter in die Sphäre des reinen Epos hineingehoben ist. Zu Anfang ist die Schilderung des Zuges der Ausgewanderten dem Apotheker in den Mund gelegt, der nun Gelegenheit hat, seine verdrießliche und ängstliche Stimmung zugleich mit auszudrücken, während die anderen Freunde zu trösten und sich zu beruhigen suchen, indem der Wirth auf die gnädige Fürsorge Gottes hinweist, der sich des Städtchens seit dem großen Unglücke des frühern Brandes sichtbar angenommen habe; überdies schütze ja der Rhein mit seinen Fluthen das Vaterland, und es könne nicht fehlen, daß in kurzer Zeit das Friedensfest werde gefeiert werden. In dieser eben so feierlichen als heiteren Stimmung ist es nun eben so ganz natürlich, daß der Vater den lange gehegten Wunsch ausspricht, am Friedensfeste möchte endlich auch sein Hermann mit einer Braut an den Altar treten, und so mit dem Glücke des ganzen Vaterlandes das Glück seiner Familie Hand in Hand gehen. Auf diese Weise ist die vorhergehende Schilderung zwanglos gleich zu dem Hauptpunkte in eine innige Beziehung gesetzt. Der erste Gesang schließt gerade hier ab, indem gemeldet wird, daß Hermann so eben zum Thorweg hereinfahre; der zweite Gesang führt uns nun sogleich ihn selbst vor Augen. Erwähnt war im ersten Gespräch des Wirths mit seiner Gattin, daß er mit dem Wagen zu den Unglücklichen hinausgeschickt sei; der Vater freut sich über seine Geschicklichkeit im Wagenlenken, am Schlusse klagt er über seine zu große Schüchternheit und Abgeschlossenheit. Ganz umgewandelt tritt er aber selbst herein und so ist der neue Zustand in einen hellen Gegensatz zu seinem bis dahin gewöhnlichen Wesen gestellt.

Er schildert von dem Zuge nur eine Gruppe, die ihm besonders in die Augen gefallen ist, das Familienbild von der bleichen Wöchnerin und dem hülfreichen Mädchen; die Andeutung der Wirkung auf ihn, daß er jetzt sich zum Heiraten entschließen möchte, als Parallele dazu die Erzählung der Mutter von ihrer Verlobung und der Veranlassung ähnlichen Unglücks stellt jenen Mittelpunkt uns noch kräftiger vor Augen. Aber bald geht das freudige Erstaunen auch des Vaters in Zwiespalt über, zum ersten Mal ist der sonst so stille und harmlose Familienkreis in sich gespalten. (Eintritt der Mündigkeit Hermanns.) Dieser Zwiespalt stellt sich dar als der Gegensatz des rastlosen Vorwärtsschreitens in jeglicher Cultur, und des ruhigen Stehenbleibens beim Alten.

Mit Nothwendigkeit werden daher im folgenden dritten Gesange die Aeußerungen des Vaters über die dermalige Blüthe der Stadt und deren Verschönerung, über den neuen Geschmack in der Lebensweise herbeigeführt. So erhalten die Worte des Wirths im ersten Gesange über den Segen, dessen sich die Stadt seit dem Brande zu erfreuen gehabt habe, ihre Erklärung, und wir werden mit dem Schauplatze der Handlung näher bekannt gemacht. Eben so natürlich aber werden im IV. Ges. die Schilderungen von Hof und Garten und Feld, welche die suchende Mutter durchschreitet, eingeführt; auf dem höchsten Punkte unter dem Birnenbaume sitzt der Sohn weinend, er gesteht endlich seine Neigung, die Mutter verspricht ihre Fürsprache bei dem Vater und beide treten nun in den verlassenen Familienkreis wieder ein, wo es der Intelligenz (des Pfarrers) schon gelungen ist, den gleichsam principiellen Gegensatz (zwischen Vater und Sohn) in der Lebensansicht auszugleichen.

Kurz vor dem Wiedererscheinen Hermanns mit der Mutter hatte der Pfarrer, durch den angeregten Streit veranlaßt, ein Bild der gesammten Menschenthätigkeit, der verschiedenen Richtungen und Lebensweisen aufgestellt. Dadurch war der feste Boden, der sich dem heftigen Vater zu entziehen drohte, wiedergewonnen; die richtige Grenze war aufgefunden, innerhalb deren ein Jeder nach seiner Natur zum Bessern fortschreiten soll, namentlich war der gediegenen Sicherheit eines

stillen Landmanns das Wort geredet und die gehörige Anerkennung verschafft. Die besonnene Fürsprache der Mutter und des Pfarrers, sowie die Bitte des Sohnes überwindet nun die Härte des Vaters; die Freunde wollen dem Sohne unter Zustimmung der Eltern bei der Prüfung seiner Auserwählten behülflich sein. Hier war nun die passendste Gelegenheit, den Hermann in der ihm so recht gemäßen Thätigkeit, der Behandlung seiner Pferde und dem Anschirren an den Wagen, vor Augen zu führen. Dann kommen wir zur Gemeinde selbst, die wir gleichsam als Zuschauer kennen lernen sollen; der Volksführer fällt als der ordnende Geist in dieser Verwirrung aller Verhältnisse zuerst in die Augen. An ihn wendet sich der eine der Freunde am natürlichsten, der vermöge seiner Bildung überall nach dem Grunde und dem Hergange menschlicher Verhältnisse zu forschen sich gedrungen fühlt. Im VI. Gesange stellt daher der Richter ein Gemälde der großen Weltbegebenheit nach Ursprung und Verlauf im Bezug auf die Gemeinde hin. Die guten und bösen Seiten werden im Gespräche hervorgehoben; wir erfahren die Großthat des Mädchens, um welches sich das Interesse des Stücks dreht, endlich kommt es den Freunden selbst zu Gesicht; man erfährt das Beste über sie, und beide kehren nun mit herzlichen Glückwünschen zum Jünglinge an den Brunnen zurück. Wir sehen in sein von Besorgniß erfülltes Herz, so daß er selbst die frohe Botschaft überhört voll Furcht, am Ende beschämt wieder abziehen zu müssen. So erhält der Apotheker Gelegenheit, die frühere nun abgekommene Sitte der Brautwerbung durch Vermittlung eines Dritten, eines Freiersmannes, lobend zu schildern. Durch diese Gegeneinanderstellung des Jetzigen und Früheren tritt der Fortschritt zur freieren Entwickelung der Individualität klar hervor, und der kühne Griff Hermanns in eine fremde Sphäre hinein zeigt zugleich die überwindende Macht der Innerlichkeit, der Liebe. Lieblich und ächt gemüthlich ist das Zusammentreffen Hermanns und Dorotheas am Brunnen, das Spiegeln im Wasser, das vertrauliche Zunicken und Grüßen durch dieses Medium. Nachdem nun Dorothea auf den Antrag Hermanns eingegangen ist, ist es ebenso natürlich als passend,

daß Hermann in die Familie selbst geführt wird, welcher Dorothea bis dahin helfend sich angeschlossen hat. Der Richter tritt auch hinzu mit den wiedergefundenen Kindern der Pachtersfrau und so schließt sich vollständig dasjenige ab, was im II. Gesange, als Hermann das Mädchen bei der Wöchnerin fand, blos angedeutet war; ferner wird er Augenzeuge von der schönen Thätigkeit der Geliebten und vernimmt selbst auch das Lob derselben aus dem Munde des Richters; die Abschiedsscene ist rührend und von herrlicher Wirkung. Wir haben nun das vollständige Bild beider Familien aus den zwei Gruppen, in welche sich der ganze Schauplatz der Handlung zertheilt: durch Hermann und Dorothea werden beide verschmolzen, wie der Schluß des ganzen Gedichts darstellt. In eine wunderbar erhöhte Stimmung versetzt uns der folgende VIII. Gesang, welcher den Heimgang der beiden Liebenden schildert. Vortrefflich ist das Dunkelwerden und das heranziehende Gewitter benutzt, um gleichsam sympathisirend die Schwere und Schwüle, das Ahnungsvolle im Herzen der Betheiligten zu begleiten, und noch eine Scene herbeizuführen, nämlich das Ausgleiten der Dorothea, ihr Sinken an die Brust Hermanns, die sittliche Enthaltsamkeit des letzteren und das verhängnißvolle Knacken des Fußes.

Hier in diesem ahnungsvollsten und schwersten Momente wird eine Pause gemacht; der Dichter ruft erst hier die Musen an, er bedarf gleichsam des Beistandes der höheren Mächte, um den geschürzten Knoten glücklich zu lösen. Die Schwüle in den Gemüthern der Ankommenden außerhalb, die Schwüle der höchsten Ungeduld bei den Eltern innerhalb des Hauses verlangt einen Uebergang; der Dichter findet denselben für die Eltern in der Erzählung des Apothekers, wie durch ein Kunststück der Vater ihm auf immer die Ungeduld vertrieben habe. Die Spannung der Aufmerksamkeit hierauf, auf das Bild des Todes und den Sarg und die Arbeiter, die ihn mit größter Gleichgültigkeit für Jedermann verfertigen, leitet wirklich die drohende Mißstimmung ab, und der Pfarrer bekommt nun wieder eine schöne Gelegenheit, das Schauerliche, welches der Gedanke an die Vernichtung des Lebens erregte, aufzulösen in das Lebensvollste; selbst aus seinen Worten

über die wahre Bedeutung des Todes, daß er das schönste Leben in sich schließe, quillt volles Leben hervor. Gar schön leitet dann dieser Gedanke, der den schönen Kreislauf des Lebens vor Augen führt, zu dem Paare über, das so eben zur Thüre hereintritt.

Die letzte eingewebte Partie, die Erzählung der Dorothea von ihrem ersten Bräutigam, giebt Aufschluß über den Ring, der dem Hermann so viel Besorgniß einflößte, enthält ein bedeutendes Stück der Vorgeschichte für das wunderbare Mädchen und leitet zu der Erklärung Hermanns über, worin die Bürgschaft eines festen, auf geistige Uebereinstimmung und Ergänzung gegründeten Bundes gegeben ist.

So wären wir denn durch diesen Nachweis von der Zweckmäßigkeit des Baues im Gange von dem Centrum aus zur Peripherie zurückgekehrt, und wir können uns, so oft wir das Ganze und Einzelne bedenken, der Verwunderung nicht enthalten über das Glückliche in der Erfindung, über das wahrhaft lebensvolle Gefüge in dem schönen Körper, wo jeder Punkt wirklich immer das Ganze gleich in sich schließt und das Besondere auch nach einer specielleren Beziehung jedesmal das Allgemeine ist. Wir können von dem vorliegenden Kunstwerke deshalb noch nicht scheiden, bevor wir nicht noch auf einen „für das Studium großer Kunstwerke wichtigen Hauptpunkt unser Augenmerk gerichtet haben, wie und in welchen Fällen mit einem Schlage mehrere künstlerische Zwecke zugleich erreicht werden“ *).

Nachweis, wie Eine Erfindung mehrfachen poetischen Gewinn zu bringen vermag, an einzelnen Beispielen aus Hermann und Dorothea.

1. Wie viel der Dichter durch die Einwebung der geschilderten Revolutionszeit gewonnen habe, ist oft angedeutet worden. Der Ton des Ganzen ist dadurch gehoben und Mannichfaltigkeit im Scenenwechsel bewirkt; der Contrast zwischen ruhigem Deutschen Bürgerleben und unruhigem Französischen Treiben, zwischen Krieg und Frieden, und wie die Gegensätze weiter bezeichnet werden können, ist ein in das Auge fallender Gewinn; das Familiengemälde wird durch den gro-

*) Vergl. Hiecke a. a. O. S. 74.

ßen Hintergrund in recht klares Licht gesetzt und dem Auge das allgemeine Menschenschicksal gegenwärtig erhalten.

Ebenso ist 2. der Zeitpunkt glücklich gewählt; man denke sich einen Frühlingstag oder den Spätherbst, und es werden eine Menge von Zügen fehlen, die hier gerade von zauberischer Wirkung für die Phantasie sind. Denn im Epos ist die Zuständlichkeit in ihrer Breite eine Hauptsache, die Umgebung, die Natur spielt eine große Rolle, in sinnlicher Fülle muß der Hörer gehalten werden, um Alles behaglich und kräftig gleichsam schauend mit durch zu leben. Ein schwüler Sommertag ist gewählt, Staub und Hitze drücken die armen Auswanderer, sie haben, so groß war die Nöthigung, die ganze Ernte, die blühenden Saaten auf ihren Feldern verlassen müssen, und in unserem glücklichen Städtchen ist dagegen Alles im besten Gange, der Wirth meint, das Heu sei schon herein, bald könne nun auch das reiche manneshohe Getreide geschnitten werden. Dort Zerstörung, Oede, Hast; hier Ruhe, Ordnung, üppige Fülle und Blüthe. Ferner, so groß ist die Theilnahme, die Neugier der Städter, daß nur Wenige im Orte zurückgeblieben sind; dem Unglück dort entspricht kräftige Hülfe und gemüthliche Theilnahme auf der anderen Seite. Im Besonderen ist ein schönes Getreidefeld, wo die Aehren, von der Luft bewegt, hin- und wieder wogen, eine „goldene Kraft, die sich im ganzen Felde bewegt," ein höchst poetischer Gegenstand, der unzählige Mal von Künstlern trefflich gemalt worden ist. Göthe aber hat meisterhaft geschildert, indem er nicht blos den Sinnen hinmalt, sondern auch die Tiefe des Gemüths anregt und befriedigt, überall Kraft, Maß, Gediegenheit! Sodann hat die Phantasie eine reiche Thätigkeit, die durch die Ernte in Aussicht gestellt wird, vor sich. Es giebt einen Moment höchster Vollkommenheit, ein Naturwerk, wie selbst der Mensch, ist im eigentlichen Sinne schön nur in einem Momente, wie Göthe selbst oft bemerkt hat *), diesen ergreift der Künstler, ihn durch seine Darstellung an sich schon steigernd, und der künstlerische Göthe hat es rücksichtlich der ganzen Natur, der Jahreszeit rc. auch hier gethan. Für die Rheingegend kommt noch ein be-

*) Vergl. Winckelmann und sein Jahrhundert. Wke. 30. S. 16.

deutendes Moment hinzu, im Weinberge hängen die Trauben an den Reben und die Hausfrau gedenkt des fröhlichen Festes der Weinlese (IV. S. 31), — wieder Bewegung! Genug, da es sich um die Verherrlichung des Ackerbauerlebens handelte und die landmännische Ansicht vom Nutzen der Natur klar gemacht werden sollte, so konnte kein besserer Moment gewählt werden.

Weiterhin konnte zugleich der Wechsel zwischen Licht und Dunkel benutzt werden; die Blüthe der Natur, das reifende Korn, der bald sich röthende Weinstock, die ganze Saftfülle der Natur, — wie schön paßte sie zu der schwellenden Knospe der Neigung und Liebe in unserem Paare! Der Ehe waren volle Scheuern und gefüllte Kammern geboten. Hermann will, man kann es ihm nicht verdenken, den Besitz nicht so gering anschlagen, wie der Freiheitsheld, der verstorbene Bräutigam, in seinen weltverachtenden Ideen geneigt war, er will ihn festhalten und ihn in der Ehe erst recht benutzen und genießen. Die ganze Natur spielt mit in dem Wechsel der tiefsten Empfindungen. Der schwüle Tag endigte naturgemäß in einem Gewitter, der Sturm, heftiger Regenguß war im Anzuge.

Man erinnere sich nur des siebenten Gesanges; bis dahin hat der Dichter seine Wirkung nur vorbereitet; jetzt soll Dorotheas Gestalt im ganzen Reize ihrer Schönheit erscheinen. Wie leitet der Dichter diesen Moment ein? — Durch ein neues und treffliches Gleichniß *). Wie der Wanderer das Bild der sinkenden Sonne noch nach ihrem Verschwinden vor seinen Augen schweben sieht, so sieht Hermann das Bild seiner Geliebten, und wie er sich umdreht, siehe, da steht sie selbst vor ihm da. Durch dieses Hineinspielen der Natur in die Empfindung, durch die nahe ans Wunderbare grenzende Erscheinung werden wir auf einmal in eine höhere phantastische Stimmung versetzt, die nun immer steigend bis ans Ende fortdauert.

Uebrigens ist dies das einzige Gleichniß im ganzen Epos; der Dichter ist sparsam mit sinnlichen Mitteln, wogegen die

---

*) W. v. Humboldt a. a. O. IV. S. 95 f.

jugendlich überströmende Dichtung Homers ihre Ueberkraft in unzähligen Gleichnissen ausgießt. Unser Dichter ist sparsam, aber er giebt das Bedeutendste, Wirksamste, Wahrste. Man bemerke noch, wie bedeutend allemal der Ton in Worten und Klängen ist, wenn eine kurze Naturschilderung eintritt; dann wird Göthe immer prächtig, grandios, fast majestätisch.

Entzückend lieblich und anheimelnd idyllisch ist das Auftreten der Dorothea, mit den beiden Krügen in den Händen, geschildert. Man sieht sich an Bilder aus jener patriarchalischen Zeit erinnert, wo „Fürstentöchter selbst Wasser zu schöpfen kamen und der Bund der Liebe und Ehe oft am rieselnden Quell geschlossen wurde.“ (Alttestamentlich!) Die Quelle, welche das Bild der traulich nebeneinander Sitzenden zurückspiegelt, das freundliche Zunicken im Spiegel, wie Hermann sich zu trinken geben läßt, dies ist unvergleichlich schön vom Dichter benutzt; keine Kunst des Alterthums reicht an diese Darstellung, die so tief, sentimental, und doch zugleich so naiv gehalten ist.

„Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.“

So beginnet großartig der VIII. Ges.; es bedarf kaum eines erklärenden Wortes, wie geeignet diese Schilderungen für den psychologischen Vorgang sind; die Natur ist subjektiv, aus dem Gesichtspunkte der Gemüthsstimmung, also sentimentalisch aufgefaßt, so daß in ihr das Gemüth sein Gegenbild hat, das Subjective zu einem Angeschauten gemacht ist, ebenso wie die objective Natur ins Gemüth einen Wiederschein ihrer selbst wirft. Die Weichheit alles Innerlichen bekommt dadurch einen festeren, kräftigeren, ruhigeren Charakter, wie die angeführte Stelle sogleich beweist, wenn man die folgenden Verse, welche die Empfindung in weichen seelenvollen Worten und Klängen schildert, hört.

Weiterhin (S. 77), wie beide unter den Birnbaum gelangt sind, heißt es:

„Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne,
Und sie lagen vor ihnen in Massen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.“

So eben hat Hermann vertraulicher und gesprächiger als jemals sich über seine Eltern auf die Frage der Dorothea ausgesprochen und so eben hat dieselbe leicht und unbefangen gefragt, wie sie denn ihm selbst, dem einzigen Sohne und dem künftigen Gebieter begegnen solle. Da glänzt es gewiß im Herzen Hermanns und zugleich glänzt herrlich der volle Mond vom Himmel herunter; aber neben ihm auch lagern die Schatten der dunkeln Nacht. Unentschieden ist ja noch das Schicksal, der Ring am Finger des Mädchens drängt die Hoffnung wieder zurück.

„Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh', es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond.
Und so standen sie auf und wandelten nieder, das Feld hin
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt und traten in's Dunkel.

— — — —

Und mit schwankenden Lichtern, durchs Laub, überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ."

Ungewißheit wogt in den Gemüthern, Hermann am bewegtesten, Dorothea, nach Frauenart, anscheinend sicherer und leichter, aber gewiß nicht wenig erregt; sie geht unsicher auf dem dunkeln Gange, bis sie wirklich ausgleitend dem Begleiter an die Brust sinkt; aber er „trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes." Hat nicht der Dichter durch diese Naturscenerie den großen poetischen Vortheil aufs glücklichste erreicht, daß er die Stimmung der Beiden objectiv, äußerlich, plastisch darstellte und gleichsam anschauen ließ, anstatt in beredter, unruhiger und doch unbestimmter Schilderung der Empfindung selbst sich zu ergehen und am Ende doch nur ahnen zu lassen, was wir nun in bestimmten Umrissen schauen? — Ein Wink für Dichter und Psychologen! Der wahre Dichter macht gleich selbst, stellt fertig hin, mit einem Griff, einem kräftigen Pinselzug, was ein Redner mit vielen Worten nur andeuten oder umschreiben kann.

3. Glücklich ist auch die Erfindung des großen Brandes, der die Stadt vor zwanzig Jahren in Asche legte. Sie paßt zur Idee des ganzen Stücks, wonach die Wege zur Weiterbildung des Menschengeschlechts vorstellig gemacht werden

sollen; das Unglück, die Noth führt die Menschen zusammen, nöthigt sie, sich enge aneinander zu schließen, um mit verstärkter Geistes- und Gemüthskraft den Neubau zu beginnen. Die Stadt ist durch dieses Unglück in größeren Flor gekommen als jemals, die Noth hat alle Kräfte in Bewegung gesetzt und selbst die Culturformen und Ideen der beweglichen, gewandteren Nachbarn herbeigerufen als Werkgenossen. So denn an jener Stelle, wo die Mutter die Sache erzählt, ist diese Episode von besonderer Wirkung; denn ihrem feinen Sinne geht die Ahnung dessen auf, was dem Sohne begegnen mag rücksichtlich seines künftigen häuslichen Glücks; die Art, wie sie und ihr Gemahl sich gefunden und verbunden haben, ist nun als ein Factum hingestellt, wonach jede andre Weise der Stiftung eines Ehebundes beurtheilt werden kann, — ein Anhaltepunkt für die Phantasie wie für das Urtheil; und nun läßt sich wirklich eine Parallele ziehen zwischen der leichten, raschen, naiven Weise des Vaters und der gründlicheren, tieferen, schöneren des Sohnes. Diese Symmetrie ist, wie vorzüglich in der Architektur, so in jedem Kunstwerke wichtig und von guter Wirkung. Wie sinnreich ist der Gedanke, daß es, wie in der Kunst, so auch im Handeln überhaupt, im Leben Gesetze des Gleichmaßes bei aller Mannichfaltigkeit giebt! Vorher sahen wir, wie die Natur mit den inneren Gemüthszuständen parallelisirt wurde. So orientirte sich von jeher der Mensch für sein Inneres an der Natur und an dem Leben der Vergangenheit.

4. Hieher gehört auch die Heldenthat der Dorothea, deren Erfindung von weitgreifender Wirkung für das ganze Gedicht ist, wie schon oben (S. 65 Anm.), worauf wir hier verweisen müssen, angedeutet wurde. Man denke sich diese That weg, und sehe, was übrig bleibt. Uebrigens wie natürlich dieselbe in solcher Zeit und unter solchen Umständen ist, wird ein Psychologe bald erkennen, und es wäre das erste Mal, daß der Seelenmaler Göthe bei der Zeichnung einer Frauengestalt sich vergriffen hätte.

5. Zu den glücklichsten Erfindungen gehört die des Ringes am Finger der Dorothea. Daß sie schon einen Bräutigam gehabt und verloren hat, giebt ihr den mildernden

Anstrich von Rührung, bei aller Energie. Ferner ist ihre Leichtigkeit und Aufgeschlossenheit dadurch motivirt, ohne die sie dem schwer beweglichen und noch ganz verschlossenen Hermann keine so passende Gehülfin werden konnte. Dies steigerte sich durch die Idealität gerade eines solchen heroischen Jünglings, der auch über sie einen idealischen Glanz ausgegossen hat; weibliche Bildungsfähigkeit und wiederum weibliche Kraft, Andere zu bilden, war ein Hauptvorwurf für unseren Dichter in diesem Werke. Was aber den Ring selbst, das Erinnerungszeichen an diese ruhmvolle frühere Verbindung betrifft, so vermehrt dessen Anblick die Besorgniß Hermanns, er wagte um so weniger ein Geständniß, das fast schon auf der Zunge lag; dadurch aber wurde die psychologisch und poetisch unübertreffliche Scene im VIII. Ges., die liebliche Zweideutigkeit und die Spannung in Hermann und in Dorothea selbst, so wie die letzte glückliche Entwirrung des Knotens und zuletzt die Erwähnung des ganzen früheren Verhältnisses gerade am Schlusse möglich, am Schlusse, wo das Größte und Bedeutendste ausgesprochen werden sollte.

6. Zu beachten ist auch die im Anfang des IX. Gesanges eingeschobene Erzählung des Apothekers. Ihre Erfindung gewährt einen doppelten Vortheil. Einmal füllt sie die Lücke zwischen dem Eintritte des Paars und der aufs höchste, bei dem nahenden Gewitter, gespannten Ungeduld nach psychologisch-ästhetischen Grundsätzen glücklich aus. Die vorhandene in Mißstimmung übergehende Spannung wird am besten durch eine andere Spannung gemildert und überwunden; nun verheißt der Apotheker ein sicheres Mittel gegen jede Ungeduld, der Seelenkenner, unser würdiger Pfarrer ist daher begierig, dies auch kennen zu lernen; sein Ansehen gilt zu viel bei dem Wirthe und dessen Gattin, als daß wir uns nicht denken sollten, wie beide nun auch darauf gespannt sind und im Zuhören ihre Besorgniß etwas vergessen; und was für ein Mittel führt er an? Er erinnert an die sargbereitenden Tischler, die Jeder am Markte wohnen weiß, führt die schwarze Todtenfarbe vor die Einbildungskraft, man denkt sich schon den Leichenzug, der Jeden in Kürze hinwegführen kann; unwillkürlicher Schauder ergreift den, namentlich durch

eigene Ungewißheit leidenschaftlich erregten Zuhörer, die ausbrechende Unzufriedenheit wird zurückgeschreckt, die Pulse stocken; genug der Zweck ist erreicht. Aber nur nach der einen Seite hin; denn das Mittel ist zu gewaltsam, aus einer Spannung ist das Gemüth in die andere getrieben und wenngleich das Hören auf Anderes schon befreiend auf ein leidenschaftliches mißgestimmtes Gemüth wirkt, so muß doch auch von diesem Schreckensbilde noch der Uebergang zu ruhigerer Stimmung gebahnt werden. Dies thut der Pfarrer, ganz seiner Denkungsart, seiner tieferen Humanität gemäß, daß er, statt abzusprechen, die Dinge und Menschen zu begreifen sucht und so überall wahrhaft ausgleicht (man erinnere sich an seine Aeußerungen über die wohlthätige Natur der menschlichen Triebe [im I. Ges.], über das wahre Glück des Menschen, namentlich des ruhigeren Bürgers [V. Ges.], über die wohlthätige Wirkung auch der Noth, des Krieges und jeglichen Unglücks [V. und VI. Ges.]); dem gemäß weist er auch hier gar schön das Positive selbst im Tode nach und löst den scheinbar härtesten Widerspruch in den Altersstufen, zwischen Geburt und Tod, zwischen dem Diesseits und Jenseits auf. Diese großartige Lebensansicht ist wieder symbolisch die Vorandeutung dessen, was zur Lösung des besonderen vorliegenden Widerspruchs führen soll, wie denn am Schlusse sich wirklich harmonisch in Hermann und Dorothea Ideales und Reales, Himmlisches und Irdisches ꝛc. zusammenschließt.

Dergleichen Betrachtungen lassen sich noch viele anstellen und immer wird von Neuem klar werden, welche Harmonie bei aller Mannigfaltigkeit in diesem wahrhaft schönen Gedichte herrscht. So einfach der eigentliche Stoff des Ganzen ist, so lebendig und reich an vielen Scenen und Gedanken ist es; die Größe des Gedichts besteht eben in diesem inneren Reichthume, in der Größe und Bedeutung, die dem Stoffe beigelegt wird. Die Verehrung für den, der dies vermochte, wächst, je genauer man das Werk betrachtet; es ist geradezu unerschöpflich und bewährt das Unendliche eines dem Schöpfer wahrhaft nachdenkenden und nachbildenden Genius.

(Gedruckt bei W. Plötz in Halle.)

Inhalt.